

So trat Napoleon den Rückzug noch mit einem leidlich geordneten Heere an. Die Verfolgung entsprach nicht den Ansprüchen Sneysenaus; namentlich dem Korps Yorks, das doch bei Wartenburg und Mückern so hart mitgenommen worden war, machte er heftige Vorwürfe; es war ohnehin von 40 000 auf 10 000 Mann zusammengeschmolzen. Aber der Rückzug selbst zerstörte, was Napoleon noch an Truppen besaß; wie am dritten Tage der Leipziger Schlacht schon 3000 bis 4000 Sachsen und auch ein Teil Württemberger zu den Verbündeten übergegangen waren, so verließen jetzt die deutschen Soldaten häufigweise die französischen Fahnen. Auch die jungen französischen Kontribuirten liefen zu Tausenden auseinander. Zwar konnte Napoleon noch bei Hanau ein bayerisch-österreichisches Korps, das ihm den Weg versperren wollte, aufs Haupt schlagen, aber als er nach einem Marsche von dreizehn Tagen am 2. November den Rhein überquert, hatte er neben 60 000 Nachzüglern nur noch 40 000 Mann in Waffen, und unter diesen richtete ein epidemisches Nervenfieber fürchterliche Verheerungen an.

Verloren waren außerdem die starken Besatzungen in den Weichsel-, Oder- und Elbefestungen.

6. Der Winterfeldzug.

In dem Herbstfeldzug hatte die Koalition der vier Großmächte gegen Frankreich leidlich zusammengehalten, obgleich sie gelegentlich auch schon wankte, so namentlich, als Napoleon das böhmische Heer bei dessen Vorstoß gegen Dresden zurückgeworfen hatte. Das gemeinsame Interesse, die französische Übermacht zu brechen, hielt England, Oesterreich, Preußen und Rußland am letzten Ende doch zusammen. Aber als dies Ziel erreicht war, brachen die widerstreitenden Interessen hervor, und es bildete sich innerhalb der verbündeten Heere eine Friedens- und eine Kriegspartei, die zähe miteinander rangen und zu einem fünfmonatigen Wechselspiel von diplomatischen Ränken und — alles in allem — kläglichen Heeresoperationen führten.

Hätte eine dieser Parteien das Übergewicht gehabt, so lag in jedem der beiden Fälle die Sache sehr einfach. Im Kriegsfalle brauchten die verbündeten Heere nur den Rhein zu überschreiten und konnten dann in aller Gemächlichkeit mit zehnfacher Übermacht gegenüber den zerrütteten Heeresstrümmern Napoleons auf Paris marschieren. Im Friedensfalle wieder war Napoleon nunmehr bereit, die Herrschaft über Holland, Italien und Spanien aufzugeben und sich auf Frankreich mit seinen natürlichen Grenzen (Alpen, Rhein und Pyrenäen) zu beschränken. Mehr aber verlangte die Friedenspartei innerhalb der verbündeten Heere auch nicht.

Sie bestand aus Oesterreich und daneben aus England. Beide Staaten hatten erreicht, was für sie überhaupt erreichbar war; sie hatten somit keine Neigung, das schwer Erworbene wieder aufs Spiel zu setzen. Gleich nach der Ankunft der verbündeten Hauptquartiere in Frankfurt a. M. schloß Metternich mit Württemberg und den anderen Rheinbundfürsten auf derselben Grundlage ab wie vordem mit Bayern: nur mußten sie sich die ganz unbestimmte Klausel gefallen lassen, daß sie die Verpflichtungen übernehmen wollten, die die Unabhängigkeit Deutschlands nach endgültiger Ordnung der Dinge von ihnen erheischen würde, eine Klausel, durch die

Metternich die preukische Eifersucht zu beschwichtigen suchte. Stein, dessen Zentralverwaltungsrath so gut wie auf nichts zusammenschrankte, erzählt von dieser Sintflut von Prinzelein, die in Frankfurt zusammenstrmte, sie seien selbst sehr erstaunt gewesen, daß man mit ihnen so viele Umstände mache, nachdem sie sich so erbärmlich betragen hätten, aber sobald sie bemerkt hätten, daß ihnen kein Haar gekrummt werden sollte, seien sie sofort lau und widerspenstig geworden.

Aufgelöst wurde nur das Königtum Westfalen, das Großherzogtum Berg und das Großherzogtum Frankfurt, über die Napoleoniden herrschten oder in denen Napoleoniden erberechtigt waren. In Hannover, Braunschweig, Kassel hielten die Angestammten ihren feierlichen Einzug und begannen damit, die wohlthätigen Spuren der Fremdherrschaft zu tilgen und die alten Mißbräuche wiederherzustellen, soweit es irgend möglich war. Am schmlosesten trieb es der Kurfürst von Hessen. Aber ihnen allen war Metternich ein wohlwollender Beschützer und fettete sie so an das habsburgische Interesse. Und wie in Deutschland, so blhte auch in Italien sein Weizen. Der König von Neapel war nach der Schlacht bei Leipzig von seinem Schwager Napoleon abgefallen, und in Norditalien gewann ein sterreichisches Heer die Oberhand über Eugen Beauharnais.

Auch England hatte lebhaftes Sehnsucht nach Frieden, sowohl weil das Land durch die langjährigen Kriege gegen Frankreich schwer mitgenommen war, als auch weil es seine reiche Kolonialbeute wohl geborgen hatte und mit der Aufhebung der Kolonialsperrre sowie der Wiederherstellung Hollands und Spaniens auf dem europäischen Festland seine Wünsche erfüllt sah. Dazu gelang ihm noch ein Hauptschlag in einer entscheidenden Frage, in der Napoleon, wenn je, ein allgemeines Interesse der zivilisierten Nationen vertreten hatte. Als unentbehrlicher Passierer der Koalition machte England die Zahlung neuer Subsidien in der Höhe von fünf Millionen Pfund Sterling davon abhängig, daß die Frage des Seerechtes von allen Verhandlungen der Mächte ausgeschlossen wurde. Es blieb dabei, daß der Seekrieg das Wesen eines bevorrechteten Raubes behielt und ein einziger Staat auf allen Meeren nach seiner Laune und Willkür schaltete.

Aber nicht nur, weil sie gesättigt waren, drängten Österreich und Frankreich zum Frieden, sondern auch, weil sie nicht ohne Grund fürchteten, daß die Fortsetzung des Krieges dem Zaren ein unertrglicheres Übergewicht geben werde, als Napoleon je besessen hatte. Trotz aller Behutsamkeit, die Alexander nach außen hin beobachtete, waren seine Anschläge auf Polen doch durchgeführt und hingen wie ein drohendes Wetter über der Koalition. Je weiter die verbündeten Heere vorrückten, um so mehr spielte sich der Zar als den Befreier der Völker auf, zumal da der preukische König sich mit der Rolle seines Adjutanten begnügte und der sterreichische Kaiser mit seinen unkriegertischen Gewohnheiten sich im Feldlager sehr unbehaglich fühlte. Der Zar steuerte je offener auf den Sturz Napoleons los; an seine Stelle wollte er am liebsten Bernadotte oder jedenfalls ein russisches Werkzeug setzen. Er war dann in der That der Beherrscher Europas.

Als Haupt der Kriegspartei hatte er seine rührigsten Helfer in dem Freiherrn vom Stein und dem Hauptquartier des schlesischen Heeres. Der preukische König selbst war ihm nicht gerade entgegen, aber doch nur, weil er dem mächtigen Gebieter nicht zu widersprechen wagte. Im Herzen hing er an der Friedenspartei: nicht eigentlich aus politischen Erwägungen, sondern aus angeborener Scheu vor raschen und starken Entschlüssen. Stein, Blucher und Gneisenau aber drängten unaufhörlich und ungestum auf die Entthronung Napoleons, auch sie nicht aus politischen Erwägungen, sondern aus einem unauflöslichen Hass heraus, der sie für politische Erwägungen mehr oder weniger blind machte. Es ist wahr, daß Preußen sich unter den vier Mchten in der übelsten Lage befand. Es hatte die schwersten Lasten des Krieges getragen, und es wußte noch immer nicht, wo es seine Entschädigungen erhalten sollte. Aber es war unschwer vorauszusehen, daß bei der Regelung dieser heiklen Frage der besiegte Napoleon ein weit weniger gefährlicher Gegner sein würde als die siegreichen Engländer, reicher und Russen. Für diese unausbleibliche Auseinandersetzung die schon arg geschmolzenen Kräfte des preukischen Staates zu schonen, wäre eine weit vernunftigere und weitsichtigere

Politik gewesen, als, von einem unerfättlichen, an sich durchaus begreiflichen, aber politisch kurzfristigen Machedurst getrieben, die Geschäfte des russischen Despoten zu besorgen.

Im Anfang schien die Friedenspartei innerhalb der verbündeten Heere stärker zu sein. Metternich sandte einen gefangenen französischen Diplomaten an Napoleon mit dem Vorschlag, einen Kongreß zu berufen, der über den Frieden auf der Grundlage der Rheingrenze unterhandeln sollte. Napoleon ging auf den Kongreß ein, hörte aber deshalb nicht auf zu rüsten, was ganz selbstverständlich war, da das Land dem Einmarsch der Feinde offen lag. Aber wenn diese Rüstungen der Kriegspartei der verbündeten Heere schon ein gewisses Oberwasser gaben, so noch mehr die Beobachtung, daß die französische Nation sich von Napoleon loszusagen begann. Im Gesetzgebenden Körper, einer jener servilen Körperschaften, mit denen Napoleon sein autokratisches Regiment nicht gemildert, sondern nur verschleiert hatte, fielen drohende Worte gegen die Despotie seiner inneren Verwaltung; es bedeutete den Anfang vom Ende, daß die Mamelukken sich anwickelten, die Rebellen zu spielen. Die besitzenden Klassen waren mit Napoleons Herrschaft sehr einverstanden gewesen, solange sie ihnen Reichthümer über Reichthümer in den Schoß schüttete, aber da er zum zweiten Male als gänzlich Besiegter heimkehrte und gewaltige Massen von Feinden an den Grenzen standen, fanden sie das Geschäft nicht mehr nach ihrem Geschmack. Jedoch auch die bäuerliche Bevölkerung, die stärkste Stütze des bonapartistischen Regiments, begann der immer steigenden Menschenopfer müde zu werden, die der Kaiser von ihr heischte.

Wie tief die ersten Anzeichen von Napoleons sinkendem Ansehen in Frankreich selbst auf die verbündeten Heere wirkten, zeugt das Kriegsmantest, das sie nun doch am 1. Dezember erließen. Der französischen Nation wurden darin die schmeichelhaftesten Dinge gesagt, und es wurde ihr sogar ein Umfang ihres Gebiets verbürgt, wie sie es unter dem alten Königreich nicht besessen hätte; mit aller Feierlichkeit herfüründeten die Verbündeten, daß sie nicht die französische Nation bekriegen, sondern nur ihre eigene Unabhängigkeit gegen den Kaiser Napoleon verteidigen wollten. Es sollte nun also

doch gekämpft werden, aber alsbald ergab sich ein neuer Zwiespalt innerhalb der verbündeten Heere. Gneisenau verlangte den unmittelbaren Marsch auf Paris ohne Rücksicht auf die zahlreichen Festungen an den französischen Grenzen, die Napoleon bei der Schwäche seiner Streitkräfte nicht besetzen könne, wenn er überhaupt noch im freien Felde kämpfen wolle. In der That konnten die Verbündeten, wie ihnen selbst französische Marschälle später zugestanden haben, Marsch für Marsch ihre Nachquartiere bis Paris im voraus bestimmen.

Aber Gneisenau drang mit seinem Kriegsplan nicht durch. Nicht nur die österreichischen Generale, die noch an die methodische Kriegführung des Siebenjährigen Krieges gewöhnt waren, wollten nichts davon wissen, sondern auch im preussischen Heere war nur ein Teil der Führer, wie etwa Gneisenau, Bohn und Grolman, von der modernen Kriegsweise durchdrungen, wie sie Napoleon ausgebildet hatte; namentlich Kneesebeck, der als Generaladjutant den preussischen König militärisch beriet, teilte mit den Österreichern die altväterische Ansicht, daß die Entscheidung des Krieges nicht von der Zertrümmerung der feindlichen Heeresmacht abhinge, sondern von der rechtzeitigen Besetzung irgendwelcher Flußtäler oder Höhenzüge. Nach der Ansicht dieser weisen Strategen sollten die verbündeten Heere, um die französischen Festungen zu vermeiden, auf einem langen Umweg durch Baden und die Schweiz in das südöstliche Frankreich vordringen, bis zu dem Plateau von Sangres, der Wasserseide dreier Meere. Der Besitz dieses Plateaus sollte die wunderbare Fähigkeit gewähren, ganz Frankreich zu beherrschen, während das schlesische Hauptquartier ihm nur den ungleich bescheideneren Vorzug zugestehen wollte, daß man dort sein Wasser nach drei Meeren zugleich abschlagen könne.

Ganz so, wie die Kneesebeck und Genossen wollten, wurde ihr famoser Kriegsplan nun doch nicht ausgeführt. Von den drei Heeren, die den Herbstfeldzug geführt hatten, war das Nordheer aufgelöst; Bernadotte hatte sich mit seinen Schweden gegen Dänemark gewandt, Lauenzenien belagerte Wittenberg, Bülow aber und Winzingerode marschierten nach Holland, das sie in einem glücklichen Feldzug ohne große Mühe

eroberten. Das böhmische Heer blieb auch jetzt das Hauptheer der Verbündeten; außer der russischen und preussischen Garde sowie den Contingenten Bayerns und Württembergs bestand es ganz überwiegend aus österreichischen Truppen. Dieses Heer sollte nun in der That den weitläufigen Marsch auf das Plateau von Sangres antreten. Dagegen blieb dem schlesischen Heere die Aufgabe, Deutschland gegen einen Angriff der Franzosen zu schützen und im gegebenen Falle das Hauptheer zu unterstützen, falls es in Frankreich auf Widerstand stoßen sollte. Aber noch ehe dieser Fall eintrat, überschritt Blücher am 1. Januar 1814 bei Caub, Mannheim und Koblenz den Rhein. Sein Heer bestand aus den alten Streitkräften, nur daß ein Teil der russischen Truppen bei der Belagerung von Mainz zurückblieb, wofür das preussische Corps Meist eintrat, das ehemals zum böhmischen Heere gehört hatte.

Es bestätigte sich nun, was Gneisenau vorausgesetzt hatte. Das schlesische Heer marschierte fast ohne Kampf durch die Festungsreihen. Aber auch das Hauptheer unter Schwarzenberg war, ebenfalls fast ohne Gefecht, auf das Plateau von Sangres gelangt, wonach sich zeigte, daß nichts erreicht war. Weiter vorzudringen weigerte sich aber die Friedenspartei aus militärischen wie politischen Gründen. Es kam zum heftigsten Gader, und die Koalition wankte in allen Fugen. Jedoch sie ganz aufzugeben, erschien beiden Theilen noch zu gefährlich, und man kam so zu einem Kompromiß. Es sollte auf einem Kongreß über den Frieden verhandelt, aber gleichzeitig die militärischen Operationen nicht unterbrochen werden. Metternich und der Zar suchten sich dabei gegenseitig über das Ohr zu hauen: Metternich, indem er die Kriegsführung lahmlegte, wobei er sich durchaus auf Schwarzenberg verlassen konnte, der Zar aber, indem er sich vornahm, den Friedenskongreß, der in Chatillon tagen sollte, an der Obstruktion seiner Bevollmächtigten scheitern zu lassen.

Anscheinend waren die stärkeren Trümpe in der Hand Metternichs, aber tatsächlich gewann der Zar das Spiel. Selbst ohne die Obstruktion seiner Bevollmächtigten war der Friedenskongreß zum Scheitern verurteilt. Seit dem Einmarsch in Frankreich hatten die Verbündeten gesehen, in wie

hohem Maße die Bevölkerung der Napoleonischen Herrschaft überdrüssig war. Sie steigerten nunmehr ihre Forderungen, indem sie nicht mehr das Frankreich mit den Alpen, dem Rhein und den Pyrenäen als Grenzen, sondern nur noch das Frankreich von 1792 anboten, ohne die Eroberungen nicht nur Napoleons, sondern auch der Republik. Der Unterschied betrug etwa 1400 Geviertmeilen: das linke Rheinufer, Belgien und Luxemburg, Savoyen und Nizza sollten nicht mehr zu Frankreich gehören. So berechtigt vom deutsch-nationalen Standpunkt die Rückforderung des linken Rheinufers war, so beredt und mit so großem Widerhall damals klang der Satz, daß der Rhein nicht Deutschlands Grenze, sondern Deutschlands Strom sei, so waren die verbündeten Monarchen von solchen Gedanken weit entfernt. Aber in ihrer Ländergier übersehen sie auch, daß Napoleon die Grenzen des Frankreich von 1792 unmöglich annehmen konnte. Wollte er nicht die Wurzeln seiner Dynastie zerstören, so mußte er das Reich mindestens in dem Umfang erhalten, worin es sich bei seinem Aufsteigen zur Alleinherrschaft befunden hatte.

Allein auch militärisch verrechnete sich Metternich. Das schlesische Heer war inzwischen herangekommen und hatte sich mit einer kühnen Schwenkung an die Spitze des Hauptheeres gesetzt in der Hoffnung, es mit sich fortzureißen wie einst beim Übergang über die Elbe das Nordheer. Dertweil rückte aber auch Napoleon heran, und es kam am 29. Januar bei Brienne zu einem ersten Gefecht, das für Blücher nicht eben günstig verlief. Dagegen siegte er am 1. Februar bei La Rothière.

Napoleon hatte die überlange Frist, die ihm die Trüdelpolitik der Verbündeten gewährt hatte, zu neuen Rüstungen ausgiebig benutzt, jedoch bei dem wachsenden Widerstand, auf den er in der Nation stieß, doch nur mit unzureichendem Erfolg. Er gebot über eine Feldarmee von 70 000 Mann, meist ungeschulter Rekruten, während das Heer Schwarzenbergs sich auf 190 000, das Heer Blüchers auf 84 000 Mann meist erprobter Soldaten belief. Freilich wurde die erdrückende Übermacht der Verbündeten dadurch abgeschwächt, daß ihre Heere von Genf bis zur Mosel verzettelt standen.

Zimmerhin hatten sie den 50 000 Mann, mit denen Napoleon bei La Rothière zur Stelle war, 140 000 Mann entgegenzusehen. Trotzdem war Schwarzenberg auch unter diesen günstigen Umständen nicht zur Schlacht zu bewegen. Mit Mühe und Not setzte der Zar durch, daß einige Korps des Hauptheeres unter den Befehl Blüchers gestellt wurden, der nun mit 90 000 Mann die Schlacht annahm und gewann.

Dieser Sieg stärkte die Aussichten der Kriegspartei. In einem Kriegsrat, der am Tage nachher stattfand, wurde der Marsch auf Paris beschlossen. Schwarzenberg sollte das geschlagene Heer Napoleons verfolgen, während Blücher aus Rücksichten der Verpflegung einige Märsche nordwärts marschieren und dann, nach Westen umbiegend, auf Paris rücken sollte. Indessen die inneren Gegensätze waren damit nicht beschwichtigt; Schwarzenberg dachte nicht daran, den Sieg auszubenten; er verfolgte den geschlagenen Feind nicht nur nicht, sondern rückte auch so langsam vor, daß er nicht in gleicher Höhe mit Blücher blieb. Dadurch war die linke Flanke des schlesischen Heeres bloßgegeben, das ohnehin allzu sorglos in weit auseinandergezogenen Heersäulen marschierte. In blitzschnell geführten Schlägen schlug Napoleon die einzelnen Korps Blüchers am 10. Februar bei Champagneaubert, am 11. bei Montmirail, am 12. bei Château-Thierry und am 14. bei Etoges. Die vier Niederlagen kamen dem Verlust einer großen Schlacht gleich; das schlesische Heer hatte 15 000 Mann verloren.

Vom Hauptheer war an den vier Gefechtstagen keine Hilfe gekommen. Der Zwist zwischen Metternich und dem Zaren war wieder einmal in hellen Flammen ausgebrochen. Aus England, dessen Vertreter bisher auf Metternichs Seite gestanden hatten, meldete der russische Botschafter, daß die Regierung unter dem Einfluß der Volksstimme dem Frieden mit Napoleon entgegen sei. Der Zar verweigerte nun alle Teilnahme an den Friedensverhandlungen, und Metternich drohte mit dem Rücktritt Oesterreichs von der Koalition. In eben diesen Tagen erlitt das schlesische Heer seine Niederlagen, und Schwarzenberg erhielt den Befehl, zwar ohne Sintergedanken zu operieren, aber sich darauf gefaßt zu machen, daß die österreichischen Streitkräfte am nächsten

Tage vom Kriegsschauplatz zurückmarschieren mußten. Das genügte vollständig, um Schwarzenbergs ohnehin geringe Tatkraft zu ersticken. Es kam dazu, daß Napoleon, nachdem er das schlesische Heer geschlagen hatte, sich gegen das Hauptheer wandte und über einzelne Korps bei Mormant und Monttereau nicht unbedeutende Vorteile errang.

Die Friedenspartei atmete nun wieder auf. Schwarzenberg beantragte bei Napoleon einen Waffenstillstand. „Es ist schwer, bis zu diesem Punkte feige zu sein,“ schrieb Napoleon an seinen Bruder Joseph; „diese Elenden fallen bei dem ersten Mißerfolg auf die Knie.“ Er antwortete erst gar nicht, bot dann aber den Frieden auf Grund der Rheingrenze an; die Grenzen von 1792 verwarf er auf das bestimmteste. Seine Hoffnungen waren wieder hoch gestiegen; er meinte, daß er näher an München sei als die Verbündeten an Paris; mit seinen Gefangenen verhandle er nicht. Die vorläufige Waffenruhe lehnte er ab; die Konferenzen, die darüber gehalten wurden, verliefen ohne Ergebnis.

Schwarzenberg hatte das schlesische Heer an sich herangezogen unter dem Vorwand, eine Schlacht zu liefern. Tatsächlich dachte er aber nur an den Rückzug, womöglich bis an den Rhein. Wiederum aber litten beide Heere an den Schwierigkeiten der Verpflegung. Man lagerte auf einer kahlen, freilegenden Hochebene, die mit Schnee bedeckt war; es war bitterkalt, Kleidung und Schuhzeug des Mannes waren durch den Winterfeldzug hart mitgenommen; an Stroh fehlte es gänzlich, und um sich Holz zu verschaffen, wurden die Häuser und Gärten niedergedrückt. Unter diesen Umständen fand ein Plan Grolmans bei den verbündeten Monarchen und Schwarzenberg günstige Aufnahme. Dieser Plan ging dahin, daß sich das schlesische Heer abermals von dem Hauptheer trennen und durch ein Manöver gegen Paris den Feind von dem Hauptheer ablenken sollte. Würde sich dann Napoleon gegen das schlesische Heer wenden, so wollte sich dieses nach Norden auf die starken Korps von Bülow und Winzingerode zurückziehen, die aus Holland heranmarschierten.

Grolman hatte den Plan harmloser dargestellt, als er gemeint war. Das schlesische Heer wollte von Schwarzenberg völlig unabhängig sein und den Krieg auf eigene Faust füh-

ren, während Schwarzenberg sich einbildete, es solle und wolle nur in anderer Richtung den allgemeinen Rückzug fortsetzen. Befehle Schwarzenbergs, umzukehren, angeblich um eine gemeinsame Schlacht zu liefern, beachtete Blücher einfach nicht; er sah darin nur einen Vorwand, seine freie Bewegung wieder einzuschränken. Am 3. März vereinigte er sich bei Soissons mit Bülow und Winzingerode; er gebot jetzt über mehr als 100 000 Mann, gegen die Napoleon gerade die Hälfte, 55 000 Mann, in schnellen Märschen hinführte.

Nun aber erlahmte die napoleonische Kriegsführung Blüchers und Gneisenaus. Dabei wirkten mehrere Ursachen zusammen. Bülow und sein Stabschef Boyen sahen mit Entsetzen den abgerissenen, elenden Zustand der Soldaten Kleists und Yorks. Ihre eigenen Truppen waren bisher gut verpflegt worden und hatten niemals bivakiiert, während das schlesische Heer nun schon seit Wochen in Gebieten operierte, die bereits ausgezehrt waren. Das Requisitionssystem wurde ein regelloses Staubsystem, und die französische Bevölkerung, die bisher gleichgültig und selbst freundlich gewesen war, begann tatsächlichen Widerstand zu leisten. Ebenso schlimm oder noch schlimmer war die moralische Rückwirkung auf die eigenen Truppen; sie verwilderten zusehends, so daß ihnen die Offiziere kaum noch etwas zu sagen getrauten. York nannte sein Korps eine Räuberbande, und Scharnhorst, der Sohn des Generals, wurde von den eigenen Soldaten beinahe totgeschlagen.

Durch diese Zustände erschreckt, machte Boyen namentlich auch geltend, daß Preußen alle Ursache habe, sein Heer zu schonen, wenn es beim Abschluß des Friedens seine Interessen wahren wolle. Denn dann würden nicht die noch so glorreichen KriegslLeistungen, sondern die Kräfteverhältnisse der einzelnen Mächte das entscheidende Gewicht in der Waagschale bilden. In ihren praktischen Konsequenzen hatte in der That die Kriegsführung des schlesischen Heeres seit dem Januar nur dem Zaren die wesentlichsten Dienste geleistet. Boyens Vorstellungen machten auf Gneisenau einen tiefen Eindruck, zumal da sie von einem alten Gefährten kamen, der selbst den modernen Krieg zu führen wußte. Zu alledem aber erkrankte Blücher heftig an einer Art geistiger Umnachtung,

und so lastete auf Gneisenau eine doppelt schwere Verantwortung. Er entschloß sich, aus dem Angriff in die Verteidigung überzugehen.

In einer ungemein starken Stellung bei Laon erwartete das schlesische Heer mit seinen mehr als 100 000 Mann am 9. März den Angriff Napoleons, der am 7. März in einem Treffen bei Craonne zwar ein russisches Korps besiegte, aber sehr schwere Verluste erlitten hatte, so daß er nur noch 45 000 Mann heranz brachte. Es wurde ohne große Energie und ohne eigentliche Entscheidung gekämpft; erst in der Nacht gelang ein Überfall, den York und Kleist auf den rechten Flügel des Feindes machten, den Marschall Marmont kommandierte. Marmont mußte weichen, aber Napoleon blieb mit dem linken Flügel stehen in der verzweifelten Hoffnung, dadurch den Feinden zu imponieren, was ihm auch wirklich gelang. Auf der Verfolgung Marmonts waren ihm York und Kleist in den Rücken gekommen, und Grolman als Stabschef Kleists schlug vor, Napoleon von hinten zu fassen, womit der Krieg beendet worden wäre. York nahm den Gedanken eifrig auf, wollte aber doch nicht ohne die Genehmigung des Oberfeldherrn handeln, und diese Genehmigung wurde versagt. Grolman und Graf Brandenburg, die ins Hauptquartier gesandt wurden, brachten die Entscheidung zurück, das Spiel sei ohnehin gewonnen und man brauche nichts mehr zu riskieren. Graf Brandenburg schrieb später über seine Sendung: „Die Unentschlossenheit, Unsicherheit und Nachlässigkeit, welche in dieser ganzen Periode im Hauptquartier des Feldmarschalls herrschte, ist kaum mehr denkbar.“ Die Rollen innerhalb des schlesischen Heeres waren vollkommen ausgetauscht; York, der mit Gneisenau wegen dessen unablässigen Vorwärtstürens tödlich verfeindet war, verließ jetzt das Heer aus Mut über Gneisenaus Zauderstrategie und konnte nur mit Mühe zurückgeholt werden.

Eine ähnliche Umkehrung vollzog sich gleichzeitig im Hauptheer. Napoleon zog sich unbesiegt von Laon zurück, ließ Marmont mit 20 000 Mann gegenüber dem schlesischen Heere stehen und wandte sich mit 18 000 Mann gegen Schwarzenberg. Darüber bekam es der Zar mit der Angst und verlangte die allgemeine Retirade. Aber der ängstliche Schwar-

zenberg widerstand. Der Friedenskongreß in Chatillon hatte sich am 18. März aufgelöst; Osterreich mußte auf den Frieden verzichten und wünschte nun selbst eine baldige militärische Entscheidung. Am 20. März kam es bei Arcis an der Aube zur Schlacht, bei der Schwarzenberg sich freilich so wenig wie ehemals bei Dresden und Wachau als Feldherr bewährte. Durch seine ungeschickten Maßnahmen wußte er nur einen kleinen Theil seines Heeres aufs Schlachtfeld zu bringen, und die Franzosen hielten sich tapfer. Erst am nächsten Tage stand Schwarzenberg mit mehr als dreifacher Überlegenheit dem Feinde gegenüber, allein auch jetzt wagte er den Angriff nicht, sondern erwartete ihn von Napoleon. Der aber führte jetzt einen Plan aus, den er schon seit Wochen erwogen hatte; er warf sich auf die Rückzugslinie des Hauptheeres in der sicheren Hoffnung, es dadurch zurückzumandrieren.

Einige Wochen früher hätte dieser Plan wahrscheinlich den erwünschten Erfolg gehabt. Auch jetzt noch jagte er dem Hauptheer einen heillosen Schrecken ein; Schwarzenberg hatte nicht übel Lust, dem französischen Heere nachzuziehen. Aber nun entschied wieder der Zar in einem Kriegsrat am 24. März, daß die verbündeten Heere auf Paris marschieren sollten, von dem sie nur noch wenige Märsche entfernt standen.

Gneisenau schrieb nachher über diesen heroischen Entschluß: „So zogen wir endlich nach Paris, nicht aus Überlegenheit der dafür sprechenden Gründe, sondern weil nichts anderes übrig blieb und das Verhängnis die große Armee dahin stieß.“ Nicht die verbündeten Heere haben Napoleon besiegt, sondern er ist an dem Widerstand der eigenen Nation untergegangen. Es ist unrichtig, zu sagen, daß Frankreich an waffenfähigen Männern schon erschöpft gewesen sei; gemessen an dem, was die preussischen Provinzen leisteten, hätte Frankreich noch eine Million Streiter aufstellen können. Napoleon gebot in diesem Feldzug nie über mehr als 300 000 Mann einschließlich der Truppen, die in Italien und Spanien standen, und der Nationalgarden, die zur Besetzung der Festungen verwandt wurden. Hätte er 100 000 oder 200 000 Mann mehr gehabt, so hätte er sicherlich die Oberhand be-

halten. Aber alle seine Aushebungen und Aufrufe, in denen er selbst an das preussische Vorbild erinnerte, halfen ihm nichts; ohne das bereitwillige Entgegenkommen der Nation ließen sich neue Heere nicht aus dem Boden stampfen. So mußte er auf die Dauer der Übermacht der verbündeten Heere unterliegen trotz deren elender Kriegführung. Unter den Mauern von Paris konnte er die Schlacht mit einer dreifachen Überlegenheit nicht wagen; ihm blieb nur der Zug in den Rücken des Feindes als letztes verzweifeltes Mittel.

Sobald er erfuhr, daß dies Mittel versagt habe und die verbündeten Heere auf Paris marschierten, eilte er in schnellen Märschen zurück. Aber er kam zu spät; am 30. März hatte die Hauptstadt nach kurzem Kampfe kapituliert.

7. Der Friede von Paris.

Am 31. März zogen der Zar und der preussische König an der Spitze ihrer Garden, die nur bei Lüken und vor Paris ins Feuer gekommen waren und immer in Quartieren gelegen hatten, in die eroberte Stadt ein; die Truppen, die in zahllosen Schlachten gefochten hatten, mühten in der Umgegend bivakieren, um durch ihren verwahrlosten Zustand die verwöhnten Augen der Pariser nicht zu beleidigen. Der preussische Schwachkopf hatte es sogar fertig gebracht, als er ein paar Tage vorher das Yorksche Korps passierte und mit jubelndem Hurra empfangen wurde, ihm den Rücken zu kehren, in seiner Weise stotternd: Sehen schlecht aus, schmutzige Leute! Dies war der Dank des „Geldenkönigs“ an die Landwehren, die ihm seinen Thron gerettet hatten.

Der Möbel in Seidenhüten empfing die einziehenden Feinde mit lärmendem Beifallsgeschrei, während die Arbeiterbevölkerung der Vorstädte eine düstere Zurückhaltung beobachtete. Der Zar stieg in dem Hotel Talleyrands ab. Er hatte jetzt freie Hand, da der preussische König für nichts zählte und der Kaiser von Osterreich mit seinem diplomatischen Stabe in Dijon zurückgeblieben war, um dem Sturze seines Schwiegersohns nicht selbst beizuwohnen. Über diesen Sturz waren Talleyrand und der Zar einig. Nicht so einfach war die Frage, wer an Napoleons Stelle treten sollte. Aber auch hier entschied Talleyrand: Bonaparte oder die Bourbonen, das ist ein Prinzip, alles andere ist Intrige. Der Zar liebte die Bourbonen nicht, aber er mußte sich fügen. Für seinen Kandidaten Bernadotte konnte er keinen ernsthaften Kampf führen, und eine Regenttschaft für den unmündigen Sohn Napoleons wäre wesentlich dasselbe gewesen, wie wenn der Kaiser selbst am Ruder geblieben wäre. Talleyrand berief sofort den Senat ein, wozu er freilich nur als napoleonischer Beamter berechtigt war, und diese edle Körperschaft, die durchaus aus napoleonischen Kreaturen zusammengesetzt war, beschloß, den Kaiser abzusetzen und sich unter das „väterliche Regiment“ der Bourbonen zu begeben.

Er besaß die Schamlosigkeit, als Gründe dieses Beschlusses eine Reihe von ihm selbst in fanatischer Knechtlichkeit gebilligter Handlungen Napoleons anzugeben; würdiger konnte die Wiederherstellung des legitimen Königshauses nicht wohl eingeleitet werden.

Napoleon saß derweil in Fontainebleau. Er verfügte noch über etwa 50 000 Mann und beabsichtigte anfangs, den Kampf fortzusetzen. Aber der Abfall seiner eigenen Marschälle hinderte ihn daran. Sie waren müde geworden und sehnten sich nach dem ruhigen Genuß der Reichthümer, mit denen Napoleon sie überschüttet hatte. Sie drängten ihn, in mehr oder minder schonender Form, zur Abdankung; Marmont, ein besonderer Liebling Napoleons, war sogar schon mit seinem Korps zu den Feinden übergegangen. So verzichtete Napoleon, erst für sich, dann auch für seine Dynastie, auf den Thron. In dem Vertrag von Fontainebleau, der am 11. April abgeschlossen wurde — einem Vertrag, den er später selbst seiner unwürdig genannt hat —, ließ er sich auf die Insel Elba abschieben, mit den Rechten eines souveränen Fürsten und einer Jahresrente von zwei Millionen Franken, von der ihm die Bourbonen übrigens nie einen Heller gezahlt haben.

Diese edle Familie bewährte alsbald, daß sie nichts gelernt und nichts vergessen hatte. Sie hatte schon während des Feldzugs ihre Heimkehr vorbereitet und war dabei leider auch durch Gneisenau und Stein stark gefördert worden. Raum war Ludwig XVIII., der Bruder des hingerichteten Landesverrätters Ludwigs XVI., in den Tuileries angelangt, als er alle Ansprüche erhob, die der ältesten Monarchie der Christenheit zuständen. In seinem eigenen Schlosse weigerte er den verblindeten Monarchen den Vortritt. An diesen rächte sich jetzt schwer ihre perfide Taktik, die französische Nation durch Schmeicheleien und Verheißungen zu fördern, um sie dem Kaiser Napoleon abwendig zu machen. Wenn sie sich selbst nicht ins Gesicht schlugen wollten, so mußten sie sich nahezu den Frieden von den französischen Unterhändlern diktieren lassen. Der Zar hatte nicht, wie seine Hoffnung gewesen war, eine von ihm abhängige Regierung in Paris eingesetzt; er mußte vielmehr, um die englische

und die österreichische Konkurrenz zu schlagen, den neuen König bei guter Laune zu erhalten suchten.

Da die Verbündeten in ihrem Frankfurter Kriegsmanifest versprochen hatten, Frankreich stärker zu erhalten, als es unter seinen Königen gewesen sei, so mußten sie die Grenzen von 1792 tüchtig abrunden, mit belgischen, deutschen und sabbowischen Gebietsteilen, im ganzen hundert Quadratmeilen und etwa einer Million Einwohner. Dann aber erließen sie dem besiegten Frankreich jede Entschädigung für die Kriegskosten. Dieser englisch-österreichisch-russischen Großmut widersetzten sich die preußischen Minister allerdings lebhaft, aber ohne Erfolg. Anders stand es mit der Rückzahlung der Borschüsse, die Preußen im Jahre 1812 an Frankreich geleistet hatte. Hier lag eine vertragsmäßige Schuld vor; Preußen hatte es sogar zum formellen Kriegsgrund gemacht, als Napoleon sich im Frühjahr 1813 geweigert hatte, die Hälfte davon in der Höhe von 47 Millionen Franken zu zahlen. Nun aber erklärte der neugeborene König Ludwig: lieber dreihundert Millionen aufwenden, um Preußen zu bekämpfen, als hundert Millionen, um es zu befriedigen! England, Österreich und Rußland zuckten dazu die Achseln und meinten, Preußen möge sehen, wie es zu seinem Gelde komme. Damit war die Sache erledigt. Ebenso bligte Preußen mit seiner Forderung ab, daß Frankreich die von Napoleon in den europäischen Hauptstädten geraubten Kunstschätze zurückgeben solle. Nur einiges wenige erhielt es mit Sägen und Wirgen zurück, wie das Biergespann vom Brandenburger Thor in Berlin.

Die einzige für Frankreich demütigende Bedingung wurde in den geheimen Artikeln der Friedensurkunde vom 30. Mai begraben: über die Verteilung der eroberten Gebiete sollten die verbündeten Mächte allein zu entscheiden haben. Doch verschob man die Regelung der Gebietsfragen in der Hauptsache auf einen Kongreß, der innerhalb zweier Monate zusammentreten sollte. Die Schwierigkeit lag in der Befriedigung der preußischen und russischen Ansprüche; England und Österreich, die ohnehin gesättigt waren, bekamen schon in Paris, was sie etwa noch wünschen mochten. Durch die Vereinigung Belgiens und Hollands zu einem Königreich der

Niederlande erhielt England einen wichtigen Brückenkopf auf dem europäischen Festland. Österreich aber hatte die französischen Truppen unter Eugen Beauharnais aus Italien verdrängt und erhielt — mittel- oder unmittelbar — die Herrschaft über Ober- und Mittelitalien.

Preußen ging also vorläufig mit leeren Händen heim. Aber ehe noch der Kongreß zusammentrat, sicherte es sich die allgemeine Wehrpflicht. Sie war zunächst nur für die Dauer des Krieges eingeführt, und in der Tat hob sie der König von Paris aus wieder auf. Aber Boyen, der schon während des Winterfeldzugs den Gedanken vertreten hatte, daß Preußen bei der endgültigen Regelung der Dinge ein starkes Heer haben müsse, wenn es nicht über Ohr gehauen werden wolle, setzte nunmehr als Kriegsminister das Gesetz vom 3. September 1814 durch, das die allgemeine Wehrpflicht dauernd einführt. Die zwanzigjährige Dienstzeit der alt-preußischen Kantonnisten wurde auf neunzehn Jahre verkürzt: fünf Jahre im stehenden Heere, davon drei bei der Fahne und zwei als beurlaubte Reservisten, dann je sieben Jahre im ersten und im zweiten Aufgebot der Landwehr. Das erste Aufgebot war in Kriegszeiten, wie das stehende Heer, zum Dienste im In- und Ausland verpflichtet, das zweite Aufgebot, wenigstens vorzugsweise, zur Verstärkung der Garnisonen. Der Landsturm endlich, der nur für den äußersten Fall zur Abwehr feindlicher Angriffe bestimmt war, sollte alle irgend Waffenfähigen vom siebzehnten bis zum fünfzigsten Jahre umfassen.

Durch dies Gesetz verlor die Landwehr noch ein Stück ihres volkstümlichen Charakters. Sie sollte durch die Schule des stehenden Heeres gehen und nur aus gedienten Mannschaften bestehen. Auch blieb den Söhnen der Besitzenden Klassen das Vorrecht des einjährigen Dienstes unter der Fahne. Jedoch in ihrer Art war die gesetzliche Einführung der allgemeinen Wehrpflicht eine demokratische Errungenschaft, und sie sollte die einzige bleiben.

8. Der Wiener Kongreß.

Später, als ursprünglich beabsichtigt war, trat in Wien der Kongreß zusammen, der die europäischen und namentlich auch die deutschen Zustände neu ordnen sollte. Erst in der Mitte September 1814 fand die erste vorbereitende Sitzung der Bevollmächtigten statt, die die vier gegen Frankreich verbündeten Großmächte vertraten.

Das historische Wesen dieses Kongresses, dessen Verhandlungen sich neun Monate hinzogen, ist treffend gekennzeichnet durch die Frage Byrons, ob denn der Löwe nur erlegt sei, damit die Wölfe freie Pirsch hätten, und durch das derbe Wort Blüchers: „Der Kongreß gleicht einem Jahrmarkt in einer kleinen Stadt, wo jeder sein Vieh hintreibt, es zu verkaufen und zu vertauschen.“ In einem Laumel lärmender Vergnügungen, in denen die banalste Niederlichkeit sich als Kern der neu erstandenen Legitimität von Gottes Gnaden offenbarte, wurde um Land und Leute geschachert, in der völligen Gedankenlosigkeit einer längst überlebten Kabinettspolitik, mit der Piffigkeit des Roßtäuschers, der den guten Freund und Nachbar hineinzulegen sucht.

Es hing denn auch nur an einem Haare, daß dieser Friedenskongreß einen neuen Weltkrieg entzündet hätte. Von den vier Großmächten waren England und Osterreich im wesentlichen befriedigt. Der Zar aber trat nun endlich mit seinen polnischen Ansprüchen klar hervor; er verlangte das Herzogtum Warschau, von dem nur ein Stück an Preußen abgetreten werden sollte, um die Verbindung zwischen Ostpreußen und Schlesien herzustellen, und noch ein viel kleineres Stück, etwa sechs Gebiertsmeilen, an Osterreich. Aus dieser Beute und dem, was er schon an polnischem Raube besaß, wollte der Zar ein konstitutionelles Königreich Polen schaffen, das mit Rußland durch den gemeinsamen Herrscher verbunden sein sollte.

Gegen diese Pläne, die dem Zaren ein ähnliches Übergewicht in Europa zu geben drohten, wie es bisher Napoleon besessen hatte, wandten sich England und namentlich Osterreich. Zunächst schloß sich auch Preußen ihnen an,

dessen Unabhängigkeit durch eine russische Hegemonie ja auch am schwersten bedroht gewesen wäre. Aber der preussische König, der gewöhnlich nichts wollte, jedoch wenn er einmal etwas wollte, stets das Unvernünftigste forderte, befahl seinem Staatskanzler, die russischen Ansprüche zu vertreten, und Hardenberg fügte sich als gehorsamer Hofmann wider seine bessere Überzeugung. Damit waren die verbündeten Mächte zu zwei und zwei geteilt, und Talleyrand, der die Krone Frankreich in Wien vertrat, benutzte den Zwiespalt geschickt, um sich dazwischen zu schieben und sich eine geradezu beherrschende Stellung auf dem Kongreß zu sichern, namentlich auch jenen geheimen Artikel des Pariser Friedens zu beseitigen, wonach Frankreich bei den Gebietsverhandlungen nicht mitzureden haben sollte.

Die einzig vernünftige Regelung des polnischen Streites wäre die Wiederherstellung eines unabhängigen Polens gewesen. Metternich hat auch mit diesem Gedanken gespielt, aber nur, um ihn für unmöglich zu erklären. Zudem hatte die preussische Schwertung diese Lösung der Frage unmöglich gemacht. Nun kam es darauf an, die Hilfe auszuschalten, die Friedrich Wilhelm seinem Lehnsheerrn geleistet hatte, und dazu boten die preussischen Entschädigungsansprüche den bequemsten Hebel. Je bereitwilliger Preußen seine ehemals polnischen Provinzen dem Zaren opferte, um so dringlicher mußte es nach dem Besitz des Königreichs Sachsen verlangen, zumal da es schon eingewilligt hatte, im Westen wertvolle Gebietssteile, namentlich Ostfriesland, an Hannover und im Süden die fränkischen Fürstentümer Ansbach und Bayreuth an Bayern abzutreten.

An und für sich hatten England und noch weniger Osterreich ein besonders dringendes Verlangen danach, eine starke Macht in Norddeutschland entstehen zu sehen. Immerhin hatten sie den Anspruch Preußens auf das Königreich Sachsen anerkannt. Das wurde nun anders, als die preussische Politik im Kampfe gegen Rußlands drohende Übermacht versagte. England und Osterreich zogen ihre Zusagen zurück, wobei sie sich auf den allgemeinen Widerstand stützten, den die völlige Einverleibung Sachsens in den preussischen Staat fände. In der Tat spielte Talleyrand wieder mit gewohntem Geschick

das Prinzip der Legitimität aus, das die Entthronung eines Fürsten von Gottes Gnaden verbiete. Im Munde eines Mannes, der der französischen Republik und dem französischen Kaiserreich gedient hatte, konnte man sich nicht leicht eine schamlosere Redensart denken, aber sie wirkte dennoch auf Metternich und die englischen Lords. Geschweige denn, daß die ehemals rheinbündlerischen Dynastien wie ein Mann hinter dem französischen Gesandten standen. Handelte es sich doch in der That um ihre eigene Sache!

Vom nationalen Standpunkt aus ließ sich die Entthronung des sächsischen Königs auch nicht mehr rechtfertigen, nachdem alle anderen Rheinbundsfürsten zu Gnaden angenommen worden waren. Der König von Sachsen hatte nur das Pech gehabt, nach der Schlacht bei Leipzig in preussische Gefangenschaft geraten zu sein; sonst wäre er sicherlich nach dieser Schlacht ebenso von Napoleon abgefallen wie der König von Württemberg, der, wenn auch vielleicht kein getreuerer, so jedenfalls ein noch bösertigerer Vasall Napoleons gewesen war als der König von Sachsen. Die Entthronung dieses Monarchen als Sühne für seinen Vaterlandsverrat wäre dadurch zur Possé geworden. Indessen nationale Gesichtspunkte waren der preussischen Politik ohnehin ganz fremd. Hardenberg schlug selbst vor, den sächsischen König für den Verlust seines Landes zu entschädigen; er wollte ihn sogar auf dem linken Rheinufer, in nächster Nachbarschaft seines französischen Gönners, ansiedeln, womit der Anfang eines neuen Rheinbundes geschaffen worden wäre.

Bis zum Schlusse des Jahres 1814 spitzten sich die Gegensätze in der sächsischen Frage so zu, daß in Preußen bereits Kriegsrüstungen begannen, während am 3. Januar 1815 ein Bündnisvertrag zwischen England, Frankreich und Österreich abgeschlossen wurde. Darin verpflichteten sich „infolge neuerdings offenkundiger Ansprüche“ die drei Mächte, einander gegenseitig mit mindestens 150 000 Mann zu unterstützen, falls eine von ihnen wegen ihrer gemeinsam aufgestellten gerechten und billigen Vorschläge angegriffen werden sollte; ein Angriff auf Hannover und die Niederlande sollte als Angriff auf England gelten. Indessen da mit Ausnahme Frankreichs bei keiner der Mächte wirkliche Kriegslust be-

stand, so kam man bei näherer Überlegung zu dem Entschluß, alle heroischen Anläufe zu unterlassen und sich lieber in dem gewohnten Schacher um Land und Leute zu einigen. Der Zar ließ einiges von seinen polnischen Ansprüchen nach; er gab den Tarnopoler Kreis zurück, den Österreich 1809 an das Herzogtum Warschau abgetreten hatte; er verzichtete auch auf Thorn und Krakau, von denen jenes ein Pfahl im preussischen, dieses im österreichischen Fleische gewesen wäre. Thorn wurde preussisch, Krakau eine selbständige Republik. Sachsen aber wurde geteilt; die nördliche größere, jedoch dünner bevölkerte Hälfte des Landes fiel an Preußen; den Rest behielt der König von Sachsen. Preußen wurde für diesen Ausfall aber durch rheinische Gebiete entschädigt; es mußte sich auf demselben linken Rheinufer ansiedeln, wohin es der König von Sachsen hatte verbannen wollen. Es erhielt dadurch dasjenige Gebiet Deutschlands, das die ausgedehnteste und mannigfaltigste Industrie besaß, und nichts kennzeichnet schlagender die Kurzsichtigkeit der österreichischen wie der preussischen Staatsmänner, als daß sie in diesem Erwerb einen schweren Mißerfolg Preußens sahen. Metternich frohlockte, daß Preußen nun mit Frankreich „unheilbar kompromittiert“ sei, und Hardenberg suchte gute Miene zum bösen Spiele zu machen, indem er prahlte, nur „um des allgemeinen Wohles willen“, nur „zum Zwecke der Verteidigung Deutschlands“ lasse sich Preußen mit den rheinischen Besitzungen abspeifen.

In den Bündnisverträgen der vier Mächte war die Wiederherstellung Preußens in dem Umfang versprochen worden, den es im Jahre 1805 gehabt hatte. Dies Ziel erreichte es auf dem Wiener Kongreß nicht; während England, Österreich und Rußland sich mehr oder weniger vergrößerten, verkleinerte sich Preußen um 600 Geviertmeilen. Allerdings hatte es eine halbe Million Einwohner mehr als im Jahre 1805, aber mit seinen 10 Millionen blieb es weit hinter den 27 Millionen Österreichs und den 30 Millionen Frankreichs, Rußlands ganz zu geschweigen, das allein durch die Eroberungen, die es erst mit Hilfe Napoleons und dann im Kampfe gegen Napoleon gemacht hatte, Finnland, Bessarabien und den größten Teil des ehemaligen Polens, etwa

9 Millionen Einwohner gewonnen hatte. Auch die Ab-
rundung seines Gebiets hatte Preußen nicht erreicht; es zer-
fiel in zwei völlig getrennte Teile. Dagegen war es in weit
höherem Grade ein deutscher Staat geworden, als es 1805
gewesen war, wo es als ein halb polnisches Gemeinwesen
gelten durfte. Es hatte deshalb ein dringendes Interesse an
der Lösung der deutschen Frage, die auf dem Wiener Kon-
greß verhandelt wurde.

Der Aufruf von Kalisch war längst ein leeres Blatt Papier
geworden, aber irgend etwas mußte geschehen, um die Er-
innerungen einer tausendjährigen Geschichte zu beschwören,
die 1806 ein sehr trübseliges Ende gefunden hatte, jedoch 1813
zu neuem Leben erwacht zu sein schien. Selbst Metternich gab
die Notwendigkeit eines „föderativen Bundes“ für Deutsch-
land zu, so sehr er es in Italien verwarf, das er nur als einen
„geographischen Begriff“ gelten lassen wollte. So war auch
in den Verträgen mit den rheinbündlerischen Fürsten, die
von Napoleon abgefallen waren — mit Ausnahme Bayerns —,
ein leiser Vorbehalt im Sinne einer deutschen Einheit ge-
macht worden. Aber wie diese Einheit herzustellen sei, das war
ein vollkommenes Rätsel auch für die, denen die Sache wirk-
lich am Herzen lag. Es ist ein schier unglaubliches Chaos,
das sich vor den Augen des Lesers auftut, der heute die Gut-
achten der Stein und Wilhelm v. Humboldt und die Schriften
der Arndt und Görres durchblättert.

Die Wiederherstellung von Kaiser und Reich war der ver-
nehmlichste Grundton, der durch den ganzen Wirrwarr klang,
aber zugleich ein rein romantischer Gedanke, denn an das
Jahr 1806 einfach wieder anzuknüpfen, war eine Unmöglich-
keit, an die niemand im Ernste denken konnte. Und da der
Gedanke nur „im Auftrieb des Traumes“ leben konnte, so
wechselten die Versuche, ihn auszuführen, wie die Bilder eines
Traumes. Stein hat die verschiedensten Anläufe unternom-
men, sein Ideal zu verwirklichen; wie er anfangs die Main-
linie befürwortete, so hat er später die Trias empfohlen;
ein Deutschland links der Elbe, mit Preußen und mit Öster-
reich ein ewiges Bündnis und dem Habsburger als Kaiser.
Humboldt war nüchterner und mußte sich schließlich groß von
Stein anfahren lassen, weil er das habsburgische Kaisertum

verwarf, von dem übrigens die Habsburger selbst auch nichts
wissen wollten. Allein auch Humboldts Denkschriften, deren er
nicht weniger als ein halbes Duzend während des Wiener
Kongresses verfaßte, verliefen sich in die verzwicktesten Vor-
schläge, von denen man heute nicht begreift, wie ein so ge-
scheiter Kopf auf sie verfallen konnte. Görres aber empfahl
als Reichswappen: der Doppeladler, den schwarzen Nar zärt-
lich umhalsend, und der bayerische Löwe friedlich dazu gesellt.

Auch die Vorschläge über die Zuständigkeit des neu zu
schaffenden Reiches bewegten sich noch ganz im Ungewissen
und Unklaren. Es lohnt sich nicht, weitläufig darüber zu
reden, da auch hier das Sin und Her der Meinungen nur
ein papierenes Dasein gefristet hat: bis auf einen Punkt,
der sofort eine praktische Wirkung hatte. Stein verlangte,
daß jedem deutschen Staate von Reich wegen eine ständische
Verfassung gewährleistet werden sollte, und er forderte hierer-
lei für die Stände: Steuerbewilligung, Mitaufsicht über die
Verwendung der bewilligten Steuern, Stimmrecht bei der
Gesetzgebung, endlich Recht der Anklage gegen untreue Staats-
beamte; er meinte, wenn so viel nicht erreicht würde, seien
alle anderen Bemühungen nichts.

Se unmöglicher sich erwies, einen festen und klaren Plan
für die deutsche Verfassung zu entwerfen, um so leichteres
Spiel hatten ihre Gegner, unter denen die süddeutschen
Rheinbündlerfürsten obenan standen. Sie pochten auf ihre
Souveränität, die ihnen von den verbündeten Mächten ver-
bürgt worden war. Da sie nicht ein Tütchen davon dem
deutschen Interesse zu opfern gedachten, so mußten sie weni-
gstens, was sie wollten, und hatten dadurch einen unberechen-
baren Vorteil voraus; an diesem Widerstand scheiterte alles,
was die Stein und Humboldt vorschlugen. Aber wohl war
ihnen bei der Sache doch nicht; sie täuschten sich nicht darüber,
daß ihre Throne noch sehr wackelig waren, zumal da die
Mediatistierten — ihre ehemals souveränen Brüder von Gottes
Gnaden, deren Besitzungen sie von Napoleons Gnaden in die
Tasche gesteckt hatten — auf dem Wiener Kongreß lauten
Lärm schlugen und sich auf das Prinzip der Legitimität be-
riefen. Auch fürchteten sie, daß Österreich und Preußen, deren
„friedlicher Dualismus“ die Voraussetzung des neuen Reiches

bilden sollte, sich doch einigen und dadurch sie selbst in eine peinliche Klemme geraten würden. Nachdem sie die Verhandlungen über die deutsche Verfassung in völliges Stocken gebracht hatten, erklärten sich Bayern, Württemberg und Baden bereit, konstitutionelle Staatsformen in ihren Ländern einzuführen. Der König von Württemberg sagte offen heraus, er wolle eine landständische Verfassung gewähren, um zu beweisen, „daß nicht eine äußere Notwendigkeit oder eine gegen andere eingegangene Verpflichtung“ ihn zwingt.

Es ist ganz richtig, wenn ein preußischer Historiker sagt, daß die drei Mittelstaaten des Südens sich „aus den gemeinsamen Beweggründen, aus Souveränitätsdünkel und partikuläristischer Angst vor der Einmischung des Bundesgewalt“ entschlossen hätten, Landstände zu gewähren. Immerhin ist diese sittliche Entrüstung gerade bei preußischen Historikern nicht recht angebracht. Denn sieht man etwa von einzelnen Ideologen ab, so lag auch der preußischen Regierung verzeufelt wenig an einer deutschen Verfassung. Der brave König wußte gar nichts Besseres zu tun, als das bayerische, württembergische und badische Vorbild nachzuahmen: am 22. Mai 1815, ehe noch etwas über die deutsche Verfassung beschlossen war, erließ er ein feierliches Gesetz, wonach am 1. September desselben Jahres eine Kommission von einsichtsvollen Staatsbeamten und Eingeseffenen der Provinzen in Berlin zusammentreten sollte, um eine Verfassungsurkunde auszuarbeiten. Als Grundlage dieser Verfassung wurde eine „Repräsentation des Volkes“ verkündet, deren Wirksamkeit sich auf alle Gegenstände der Gesetzgebung erstrecken sollte, einschließlich der Besteuerung. Der Unterschied zwischen den süddeutschen Rheinbundsfürsten und dem preußischen König bestand nur darin, daß jene ihr Versprechen, sei es nun recht oder schlecht, gehalten haben, dieser aber sein verpfändetes Königswort aufs schmachlichste gebrochen hat.

Übrigens war es nicht allein das Vorbild der süddeutschen Mittelstaaten, das ihn veranlaßte, seine getreuen Untertanen so grob zu naszuführen. Denn Hannibal stand wieder vor den Toren, und das schon arg enttäuschte Volk sollte abermals sein Blut in Strömen für seinen glorreichen Herrscher vergießen.

9. Die hundert Tage.

Die Bourbonen hatten sich in Frankreich binnen weniger Monate mehr oder weniger unmöglich gemacht. Obgleich der neue König eine Charte verliehen hatte, die der Bourgeoisie einen bescheidenen Anteil an der Regierung sicherte, so strebte namentlich sein Bruder und Thronerbe, der Graf Artois, mit einem Gefolge unverbesserlicher Junker und Pfaffen dahin, die Zustände wiederherzustellen, wie sie unter dem alten Königtum bestanden hatten, und ängstigte damit namentlich auch die bäuerliche Bevölkerung aufs höchste.

Am ärgsten verfahren es die Bourbonen mit dem Heere. Sie besaßen weder den Mut, es ganz neu zu gestalten, noch den Verstand, seine Überlieferungen zu achten. Sie nahmen ihm die Adler und die Trikolore, die Zeugen zahlloser Siege, und gaben ihm die weiße Fahne und Kokarde, die den Soldaten als Zeichen des Abfalles und des Verrats galten. Eine Beschränkung des Heeres war aus finanziellen Rücksichten notwendig, zumal da viele Tausende von napoleonischen Veteranen nach dem Friedensschluß aus der Kriegsgefangenschaft oder den Elbe-, Oder- und Weichselfestungen heimkehrten, allein sie wurde mit äußerstem Ungeschick ausgeführt. Ergraute Offiziere wurden aus dem Dienst entlassen, um bourbonistische Junker an ihre Stelle zu setzen, die entweder noch kein Pulver gerochen oder gar schmachvollerweise in den Reihen der Emigranten gegen Frankreich gekämpft hatten. Es waren schließlich 14 000 Offiziere, die auf Halbsold gesetzt wurden, sich über ganz Frankreich verbreiteten und die wachsende Unzufriedenheit mit der Herrschaft der Bourbonen nährten, jeder ein glühender Agitator für die Wiedertehr des Kaisers.

Von Elba aus beobachtete Napoleon diese Zustände mit scharfem Blicke. Zugleich sah er die Uneinigkeit der Mächte auf dem Wiener Kongreß. Dazu kamen durchaus berechnete Beschwerden, die er für seine Person erheben konnte. Der Vertrag von Fontainebleau wurde so gut wie gar nicht ausgeführt, dagegen wurde das Gerücht immer lauter, daß die verbündeten Mächte damit umgingen, ihn in Elba aufzuheben

und nach St. Helena zu schaffen. Dies Gerücht war auch keineswegs grundlos; namentlich Hardenberg betrieb den sauberen Plan.

So wagte Napoleon den kühnen Sprung. Am 1. März 1815 landete er in Cannes; die Truppen, die gegen ihn gesandt wurden, gingen zu ihm über; am 20. März zog er in die Tuileries ein, das Königtum der Bourbonen war wie im Sturme weggeegt. Aber so glänzend dieser Siegesflug und Siegeszug erschien, so war er im Grunde doch nur ein grandioses Abenteuer. Nicht die Nation hatte Napoleon von neuem auf den Kaiserthron erhoben, sondern das Heer. Der Groll der Bürger und Bauern über das Regiment der Bourbonen ging tief genug, um sich in die neue Ordnung der Dinge zu fügen, aber doch nicht so tief, um sich für sie zu begeistern. Das Heer wollte den Krieg, allein das bürgerliche Frankreich war des Krieges über und über satt.

Es gab nur eine Möglichkeit für Napoleon, sich dauernd zu halten. Die bourbonische Regierung und die Verhandlungen des Wiener Kongresses hatten die Wiederherstellung feudaler Zustände in greifbare Nähe gerückt; gestützt auf die Bauern und die Arbeiter konnte er die Überlieferungen der bürgerlichen Revolution wachrufen und hätte dann um so größere Aussichten gehabt, je enttäuschter die gegen ihn verbündeten Nationen bereits durch ihre Regierungen waren. Aber ein demokratisches Regiment widerstrebte seinen despotischen Neigungen; er wollte die rote Milke nicht aufkochen; hatte er doch schon ein Jahr vorher die preußische Volkserhebung als einen Frevel an den heiligen Gütern der Monarchie denunziert. Statt dessen versuchte er sich auf das zerbrechliche Rohr der Bourgeoisie zu stützen, der er durch eine „Zusatzakte“ zur Verfassung des Kaiserreichs etwa dieselben Rechte gewährte, die sie schon durch die Charte Ludwigs XVIII. erhalten hatte. Sie traute ihm deshalb kein Haar breit mehr; seine pathetischen Versuche, sich auf einen konstitutionellen Napoleon herauszuspielen, überzeugten niemanden, sondern verrieten jedem nur die innere Unsicherheit seiner Lage.

Entscheidend war schließlich, daß Napoleon der Nation nicht den Frieden gewähren konnte, den er ihr versprach. Als

die Nachricht nach Wien kam, daß er aus Elba entwichen sei, schlug Stein schon am 8. März vor und am 13. März beschloffen die verbündeten Mächte: „Napoleon Bonaparte hat sich aus den bürgerlichen und gesellschaftlichen Beziehungen ausgeschlossen und als Feind und Störer der Weltruhe der öffentlichen Bestrafung preisgegeben.“ Dieser Beschluß war ebenso schmähtlich, wie einst die Achtung Steins durch Napoleon gewesen war. Napoleon hatte als souveräner Fürst von Elba dem souveränen König von Frankreich einen siegreichen Krieg gemacht; die französische Nation hatte ihn als ihr Oberhaupt anerkannt, und er selbst wurde nicht müde, den Frieden anzubieten. Ihn zu ächten, war eine brutale Gemalttat, eine schreiende Verletzung des Völkerrechtes, ebenso wie der Krieg, zu dem sich die Mächte sofort entschlossen, um Napoleon durch eine kolossale Übermacht zu erdrücken, von vornherein ein ganz ordinärer, ein reaktionärer Kabinettskrieg war, der im Interesse der Dynastien geführt wurde, mit den Interessen der Nationen aber schlechterdings nichts zu schaffen hatte. Aus einem Nest von Scham suchte man dem Kriege wenigstens den Charakter eines royalistischen Kreuzzugs für den legitimen, aber landflüchtigen König zu nehmen; gegenüber der künftigen Regierung Frankreichs, nach dem Sturze Napoleons, behielten sich die Mächte freie Hand vor.

Ehe es zum Kampfe kam, begab sich noch ein Zwischenspiel, das von beiden Teilen benützt worden ist, um sich zu entschuldigen oder zu rechtfertigen: die Schilderhebung Murats, des Königs von Neapel, gegen die österreichische Herrschaft in Italien. Nach seinem Abfall von seinem Schwager Napoleon war Murat von den verbündeten Mächten in Gnaden angenommen worden, aber die Verhandlungen des Wiener Kongresses, zu dem seine Gesandten nicht einmal zugelassen wurden, belehrten ihn, daß seines Bleibens in dem neuen Europa der Legitimität nicht sein werde. Er kehrte reumütig zu den alten Fahnen zurück, verhandelte mit Napoleon auf Elba und erklärte, als dieser in Frankreich gelandet war, den Krieg an Osterreich. Mit 30 000 Mann rückte er in den Kirchenstaat vor, mit einem Manifest, das die Italiener zum Kampfe für ein freies und einiges Italien aufrief. Er hatte

anfangs einige Erfolge, unterlag dann aber den überlegenen Streitkräften Oesterreichs und mußte selbst aus seinem Königreich fliehen. Seine Schilderhebung ist von den verbündeten Mächten in dem Sinne ausgebeutet worden, daß sie die Friedensangebote Napoleons als trügerisch verraten habe, während Napoleon gesagt hat, Murat habe ihm durch seinen Völsbruch ebenso geschadet wie vordem durch seinen Abfall. Die einfachsten Daten ergeben aber, daß dieser Zwischenfall den allgemeinen Lauf der Dinge durchaus nicht beeinflusst hat. Murats Kriegserklärung datiert erst vom 31. März, während die verbündeten Mächte schon am 13. Napoleon geächtet und am 25. März ein neues Bündnis gegen ihn geschlossen hatten. Dann aber war Murat schon am 20. Mai landflüchtig geworden, also zu einer Zeit, wo die Sache Napoleons noch lange nicht entschieden war.

In dem Bündnis vom 25. März verpflichteten sich England, Oesterreich, Preußen und Rußland, je 150 000 Mann ins Feld zu stellen und die Waffen nicht eher niederzulegen, bis Napoleon endgültig niedergeworfen sei. England verpflichtete sich zudem, fünf Millionen Pfund Sterling an Subsidien zu zahlen. Der Feldzugsplan wurde wieder wie bei allen Koalitionskriegen sehr weilkäufig angelegt; in den Niederlanden standen 120 000 Mann Preußen unter dem Oberbefehl Blüchers und ein englisches, mit braunschweigischen, han-növerschen, nassauischen und holländischen Hilfstruppen stark durchsetztes Heer unter dem Oberbefehl Wellingtons, der den spanischen Krieg erfolgreich gegen die Marschälle Napoleons geführt. Am Mittelrhein stand Barclay de Tolly mit 150 000 Russen, am Oberrhein und der Schweiz endlich standen 200 000 Oesterreicher unter Schwarzenberg. Außerdem wurde noch ein viertes Heer als Reserve gebildet, das sogar noch stärker werden sollte als jedes der drei anderen.

Diesen gewaltigen Heeresmassen hatte Napoleon nur etwa 200 000 Mann entgegenzusetzen, von denen er — um überall die Grenzen zu decken — nur etwa 130 000 Mann in freiem Felde verwenden durfte. Zum Unterschied von 1813 und namentlich 1814 waren es allerdings Kerntruppen, vielleicht das erlesenste Heer, das Napoleon je kommandiert hat. Mit ihm hoffte er einen großen Schlag gegen eines der feindlichen

Heere zu führen, der, wenn er gelang, die übermächtige Koalition am ehesten erschüttern und auch eine neue Begeisterung für den Krieg in der französischen Nation entzünden konnte, die den Müstungen des Kaisers wenig entgegenkam. Am günstigsten lagen für ihn die Dinge an der belgischen Grenze. Das englische wie das preußische Heer waren durch die zahlreichen französischen Grenzfestungen vorläufig am Einmarsch in Frankreich verhindert; das preußische Heer erwartete noch 80 000 Mann Nachschub aus den entfernteren Provinzen. Dagegen konnte Napoleon unter dem Schutze und Schutze jener Festungen unrlösllich herborbrechen und erst das eine, dann aber das andere der feindlichen Heere schlagen, die ihm in ihrer Gesamtheit noch um fast das Doppelte überlegen waren.

Sein Plan gelang ihm zunächst vortrefflich. Am Abend des 14. Juni befehlete er Charleroi, den natürlichen Vereinigungspunkt Blüchers und Wellingtons. Er trieb damit einen Keil zwischen sie und schlug am 16. Juni bei Wigny das preußische Heer. Blücher hatte die Schlacht nur angenommen auf das feste Versprechen Wellingtons, ihm rechtzeitige Hilfe zu leisten. Aber Wellington kam nicht, weil er sich selbst über die Stellungen seiner einzelnen Heeressteile vollkommen getäuscht hatte und sie aus räumlichen Rücksichten nicht rechtzeitig zusammenbringen konnte. Zudem wurde er selbst bei Quatrebras von einem Teil des französischen Heeres angegriffen. Es kamen andere Unfälle dazu; eines von den vier Korps des preußischen Heeres erschien ebenfalls nicht rechtzeitig auf dem Schlachtfeld. Durch den Sieg bei Wigny hoffte nun Napoleon, das preußische Heer kampfunfähig gemacht und auf seine natürliche Rückzugslinie nach Osten gedrängt zu haben; damit entfernte es sich von dem englischen Heere, über das Napoleon mit Recht hoffen durfte, einen entscheidenden Sieg davonzutragen.

Seine Rechnung wurde dadurch vereitelt, daß die Preußen den Rückzug nicht nach Osten, sondern nach Norden nahmen, nicht von dem englischen Heere weg, sondern ihm zuzogen. Gneisenau gab den Befehl am Abend der Schlacht bei Wigny, da Blücher im Getümmel der Schlacht mit dem Pferd gestürzt und vorläufig nicht aufzufinden war. Es war ein höchst ge-

wagter Entschluß, allein er wurde die entscheidende Wendung des Feldzugs. Als Napoleon am 18. Juni das englische Heer angriff, das sich auf einem niedrigen Höhenzug zum Mont St. Jean aufgestellt hatte, war ihm der Sieg schon so gut wie sicher, als das preußische Heer nach aufreibenden Gewaltmärschen in seine rechte Flanke brach. Das französische Heer erlitt eine furchtbare Niederlage und wurde durch die rastlose Verfolgung, die Gneisenau bis zum letzten Atemzug von Ross und Reiter betrieb, völlig aufgelöst. Damit war der Krieg entschieden; die Herrschaft der hundert Tage hatte ihr Ende erreicht.

Militärisch hatte das preußische Heer den Feldzug gewonnen; daran kann kein Zweifel bestehen trotz der hinterhältigen Reden, mit denen Wellington sofort an dieser Tatsache zu drehen und zu deuteln suchte. Ganz und gar noch, gemäß dem englischen Söldnerheer, in der alten Taktik befangen, hätte er dem Ansturm der französischen Kerntruppen nicht mehr lange widerstehen können, als die Preußen ihn retteten. Aber politisch besteht er das Spiel in der Hand. Bezeichnend ist schon im Kleinen, daß sich der Name erhalten hat, den Wellington der entscheidenden Schlacht gab: nach dem Dorfe Waterloo, wo gar nicht gekämpft wurde, sondern wo Wellington sein letztes Hauptquartier vor der Schlacht gehabt hatte, nicht aber der Name Belle-Alliance, den die Preußen forderten, weil sich Blücher und Wellington am Abend bei einem Nachthof dieses Namens zuerst getroffen hatten.

Bei dem Einmarsch beider Heere in Frankreich stürmten die Preußen voran, aber Wellington sorgte dafür, daß im englischen Interesse die Bourbonen schleunigst wieder in die Tuilerien zurückkehrten, was ganz und gar nicht im preußischen Interesse lag und wozu sich selbst nicht einmal die verbündeten Mächte verpflichtet hatten. Es war eine durchaus eigennützige Politik, durch die sich die englischen Tories eine von ihnen abhängige Regierung in Paris schaffen wollten. Jedoch dafür hatten die Blücher und Gneisenau kein Auge; sie wollten die „Nationalrache in langen Zügen“ genießen; sie planten, Napoleon zu erschleichen, sobald sie seiner habhaft würden, oder die Pariser Brücke in die Luft zu sprengen, die nach Jena genannt war, und ähnliche Dinge mehr. Den Vor-

teil davon hatte nur Wellington, der sich diesen vandalischen Plänen mit Erfolg widersetzte, wodurch seine krämerhafte Politik obendrein einen Schein von hochherziger Großmut gewann.

Napoleon hatte nach der Schlacht die Reste seines Heeres verlassen und war nach Paris geeilt, um zu retten, was noch zu retten war. Aber es war nichts mehr zu retten. Die Kammern verlangten ungestüm seine Abdankung, auch die Deputiertenkammer, die auf Grund seiner „Zusatzakte“ gewählt worden war. Am 25. Juni mußte er Paris verlassen; am 29. Juni begab er sich nach Rochefort, wo ihm zwei Fregatten zur Flucht nach Amerika zur Verfügung gestellt wurden. Aber er verzögerte seine Abfahrt in der Hoffnung einer günstigen Wendung, bis die Flotte von Rochefort durch englische Kriegsschiffe gesperrt war. Ihnen ergab er sich am 15. Juli, um nicht gar noch in die Gefangenschaft der Bourbonen zu geraten. Die grausame Rache, die die verbündeten Mächte auf St. Helena an ihm nahmen, ist bekannt.

Die provisorische Regierung, die sich nach seiner Abdankung in Paris gebildet hatte, war nicht von langer Dauer. Sie kapitulierte am 3. Juli unter der Bedingung, daß alle französischen Truppen bis zum 6. Juli die Stadt zu räumen hätten. Am 7. Juli und den folgenden Tagen rückte das preußische Heer in die Stadt ein, während Wellington im Einklang mit seiner berechnenden Großmutpolitik seine Truppen im Bois de Boulogne lagern ließ. Am 8. Juli traf Ludwig XVIII. in den Tuilerien ein und konnte sofort als liebenswürdiger Hausherr die drei verbündeten Monarchen empfangen, die am 10. Juli anlangten.

Da sie nicht daran denken konnten, den legitimen König wieder zu vertreiben, so mußten sie gute Miene zu dem bösen Streiche machen, den ihnen Wellington gespielt hatte. Am schnellsten fand sich der Zar in die neue Lage. Dieser „Befreier Europas“ hatte kaum erst die gewaltigen polnischen Wunden nach neuen türkischen Wunden leckte. Da er gewiß war, daß er dabei auf englischen und österreichischen Widerstand stoßen würde, so lag ihm viel an guten Beziehungen zu Frankreich. In holdem Wettstreit mit den englischen Tories

büßte der Selbstherrscher aller Reußen um die Gunst Rudwigs XVIII., dem noch die frische Schmach seiner kläglichen Flucht vor Napoleon anhing. Osterreich wünschte keine neuen Erschütterungen des Länderbesitzes, wie er in Wien zusammengehachert worden war; die Ruhe des Kirchhofs begann Metternichs Hauptziel zu werden. Nur die Preußen verlangten neben einer hohen Kriegskostenentschädigung die Abtretung Elsaß-Lothringens und anderer Gebiete.

Die französischen Unterhändler hatten es leicht, diese Forderung zurückzuweisen, sientemalen die verbündeten Mächte in ihrem Achtungsdekret und sonstigen Kundgebungen ja nur Napoleon bekämpft hätten, der glücklich beseitigt sei, nicht aber Frankreich, von dem sie also auch nichts zu fordern hätten. Indessen anmutige Trümpfe dieser Art stechen in Machtfragen nicht, und der wirkliche Grund, weshalb die preussischen Ansprüche nach mehrmonatigem Zanke abgewiesen wurden, lag eben darin, daß alle anderen Großmächte nichts davon wissen wollten. Demgegenüber war es nur ein magerer Trost, daß die Rheinbundsfürsten, die neuen Raub witterten, diesmal Preußen unterstützten. Am widerhaarigsten fast — nächst dem französischen König selbst — war der Zar, dem der borusische Vasall doch eben erst die polnischen Raftanien aus dem Feuer geholt hatte.

In dem neuen Frieden, der am 20. November in Paris geschlossen wurde, mußte Frankreich nur einige unbedeutende Teile der Abrundungen zurückgeben, die ihm im Jahre vorher über die Grenzen von 1792 hinaus gewährt worden waren. Dazu kam eine Kriegskostenentschädigung von 700 Millionen Franken und die Verpflichtung, auf fünf oder je nachdem drei Jahre ein Okkupationsheer der verbündeten Mächte in der Höhe von 150 000 Mann in den Nordostprovinzen zu dulden und zu verpflegen. Auch die geraubten Kunstschätze mußten zurückgegeben werden.

Vorher jedoch hatte der Zar die christliche Welt noch mit einer wunderbaren Offenbarung beglückt: mit der Urkunde der Heiligen Allianz, einem Glaubensbekenntnis, das „den göttlichen Erlöser Jesus Christus“ als den einzigen Souverän der einen christlichen Nation verkündete. Der Zar war unter den mythischen Einfluß der Frau v. Arvidener geraten,

von der Goethe bei ihren Lebzeiten sagte: Surenpad, zuletzt Propheten!, und von der er nach ihrem Tode meinte: So ein Leben, wie Sobellspäne; nicht einmal ein Häuflein Mache ist daraus zu gewinnen zum Seifensieden! Es versteht sich, daß die Weissagungen dieser würdigen Dame genau mit den zarischen Eroberungsinstinkten zusammenfielen; dies Bündnis der christlichen Welt sollte ein fühlbarer Druck auf die Türkei sein. In der Tat aber unterschrieben alle Fürsten den albernen Wisch mit Ausnahme des Papstes und des Großsultans; auch die englischen Tories weigerten sich, sei es, weil ihnen die Sache gar zu dumm war, sei es, weil sie die Türkei trösten wollten.

Allein die widrige Postle frönte in würdiger Weise den Sieg der europäischen Reaktion.

10. Der Deutsche Bund.

Wie die Rückkehr Napoleons den preussischen König zwang, ein Verfassungsversprechen zu geben, das er niemals eingelöst hat, so zwang sie die deutschen Regierungen auf dem Wiener Kongreß, wenigstens etwas fertig zu machen, was einer deutschen Verfassung ähnlich sei. Sogar Metternich fürchtete den Zorn der öffentlichen Meinung, wenn nach dem endlosen Lärme der pomphaften Feste die nationalen Hoffnungen mit nichts abgesehen werden sollten. Und zudem erwartete man damals noch einen langen und langwierigen Krieg mit Napoleon.

So wurde denn in den Tagen vom 23. Mai bis 10. Juni in aller Eile eine Bundesakte zurechtgeschustert, von der man freilich behaupten konnte, daß sie noch weniger als nichts sei, daß sie die nationalen Hoffnungen nicht nur nicht befriedige, sondern geradezu verhöhne. Sie schuf weder eine Bundesregierung, noch ein Bundesparlament, noch ein Bundesheer, noch ein Bundesgericht; sie sah weder ein allgemeines Gesetzbuch, noch eine einheitliche Regelung der Handels- und Zollfragen, des Maß- und Münz- und Postwesens usw. vor. Ihr Organ war eine Gesandtenkonferenz, die in Frankfurt a. M. unter dem Namen des Bundestags tagen sollte. Die Mitglieder des Bundestags waren an die Instruktionen ihrer Regierungen gebunden; für alle wichtigeren Beschlüsse war Stimmeinheitlichkeit notwendig, wie weiland auf dem polnischen Reichstag. Die Souveränität der Einzelfürsten blieb so gut wie unbeschränkt; sie behielten ihre eigene Diplomatie und das Recht der Bündnisse; nur gegen den Bund und seine Mitglieder durften sie sich nicht mit auswärtigen Mächten verbünden. Die Rechte der „Untertanen“ wurden nicht einmal auf das Versprechen, sondern nur auf die Prophezeiung beschränkt, daß in allen Bundesstaaten eine landständische Verfassung stattfinden werde; daneben wurden gleichmäßige Verordnungen über die Pressefreiheit und Sicherstellung der Schriftsteller gegen den Nachdruck als eine zukünftige Aufgabe des Bundestags bezeichnet.

Es ist ganz richtig, was Bassalle später einmal ausgeführt hat, daß dies elende Machwerk der getreue Ausdruck der tatsächlichen Machtverhältnisse gewesen sei. Allein man begreift, daß sich die deutschen Zeitgenossen mit dieser rechtsphilosophischen Auffassung nicht trösten konnten, schon weil sie ihrer überhaupt noch nicht fähig waren. Sie empfanden die Bundesakte als eine schmerzliche Enttäuschung, aber nahmen sie mit einer dumpfen Gleichgültigkeit hin. Selbst Stein meinte mit einem Gleichmut, der seinem heftigen und ungestümen Wesen sonst nicht eigen war: „Man muß nicht den Mut verlieren, sondern alles von der Kraft des Fortschritts erwarten, die dem menschlichen Geiste innewohnt.“ Er war sogar bereit, im Bundestag mitzuwirken; Oesterreich und Preußen boten ihm zugleich ihre Vertretung an, und es scheiterte nur an äußeren Umständen, daß Stein preussischer Gesandter am Bundestag wurde.

Eine politische Presse gab es in Deutschland nur hier und da. Ihr bedeutendstes Organ war der Rheinische Merkur, den Görres seit dem Februar 1814 in Koblenz herausgab, und in ihm war zu lesen, daß die gesamte Zeitungspressen in dieser großen Zeit, dreifach strafbar, nirgends einen angemessenen Ausdruck für die Hoffnungen, Überzeugungen und Wünsche des Volkes gefunden habe. Das Urteil war gerecht, aber es fiel nicht am wenigsten auf den Rheinischen Merkur selbst zurück. Görres war von seiner anfänglichen Begeisterung für die französische Revolution gänzlich zurückgekommen und begann für die Herrlichkeit des deutschen Mittelalters zu schwärmen; er glitt so allmählich in die ultramontane Richtung, zu deren beredtesten Vorkämpfern er später gehört hat. Bei aller sonstigen Verschiedenheit zog Arndt, der den Wächter in Köln herausgab, am gleichen Strange. Auch er hegte die ausbündigste Abneigung gegen die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts und selbst gegen unsere klassische Literatur; wie Stein, war er noch ganz in ständischen Vorurteilen befangen. Eine Verfassung wollte freilich auch er, und er gab dem bittersten Gefühl, das damals die patriotischen Herzen bewegte, einen beredten Ausdruck, indem er sagte, die besiegten Franzosen und die besiegten Polen hätten eine Verfassung bekommen, aber die

Deutschen wolle man in dummer Geistlosigkeit hinstrecken wie die toten Klöße. Jedoch mit seinen mittelalterlichen Anschauungen konnte er im Rheinland, das die Segnungen der französischen Revolution kannte, nicht festen Fuß fassen, und sein Blatt ging nach Jahresfrist ein. Der Rheinische Merkur aber, der durch seine katholische Richtung viel tiefere Wurzeln geschlagen hatte, wurde im Januar 1816 von der preussischen Regierung verboten, auf daß Görres recht behielte mit seinem drastischen Worte, die Angst der Regierungen vor der Pressefreiheit sei nur der Haß der öffentlichen Dirnen gegen die Straßenbeleuchtung.

Andere Ansätze einer politischen Presse, soweit sie überhaupt bemerkenswert waren, taten sich in Jena auf. So ansehbar sein Mäzenatenruhm sein mochte, so war Karl August noch der verhältnismäßig leidlichste der deutschen Fürsten; über die Pressefreiheit dachte er sogar verständiger als sein Freund Goethe. Freilich machten es ihm die Zeitungen in Jena auch nicht schwer, wenngleich Stein über ihre „französischen Reformgrundzüge“ jammerte. Sie trugen alle das Gepräge der größten Mäßigung; „nie hat es eine unschuldigere Presse gegeben,“ sagt Gerwinus mit Recht. Ihre namhaftesten Organe waren die Nemesis, die der Historiker Ruden, und die Isis, die der Naturforscher Ofen herausgab. Die Nemesis forderte in einschläfernder Breite nichts Unbilligeres, als daß die Fürsten ihr Wort halten und den Artikel der Bundesakte, der landständische Verfassungen verhieß, alsbald ausführen sollten; die Isis war eigentlich ein naturwissenschaftliches Organ, befaßte sich daneben aber auch mit Politik, im Sinne eines ehrlichen, wenn auch grillenhaften und harmlosen Radikalismus. Ofens Verdienste lagen durchaus auf dem Gebiet der Naturwissenschaften.

In Berlin hatten Niebuhr und Schleiermacher im Frühjahr 1813 eine ernsthafteste Zeitung zu gründen versucht, aber erst mit Hilfe Scharnhorsts, der nicht genug über die „unerhörte Erbärmlichkeit der Berliner Zeitungen“ zu klagen mußte, den Widerstand Hardenbergs überwunden. Der Staatskanzler gestattete schließlich für die Dauer des Krieges das Erscheinen des Preussischen Korrespondenten, wenn auch

nur unter der Zensur des Auswärtigen Amtes. Noch aber war das preussische Heer im Jahre 1815 aus Frankreich nicht zurückgekehrt, als gerade Niebuhr und Schleiermacher die Opfer einer infamen Denunziation wurden. Schmalz, ein Professor der Berliner Universität, zog einen beiläufigen Anlaß an den Haaren herbei, um in einer kleinen Flugschrift angebliche geheime Vereine, tatsächlich aber die Patrioten, die die preussische Erhebung von 1813 gefördert hatten, des Hochverrats und Majestätsverbrechens zu zeihen. Sie führten nach Schmalz „pöbelhafte Schmäreden gegen andere Regierungen und tolle Deklamationen über eine Vereinigung des ganzen Deutschland unter einer Regierung“. „Wie vormalig die Jakobiner die Menschheit, so spiegeln sie die Teutschheit vor, um uns die Erde vergessen zu machen, wodurch ein jeder seinem Fürsten verwandt ist.“ „Diese Menschen... wollen durch Mord, Milderung und Notzucht altteutsche Redlichkeit und Zucht vermehren.“ Daneben versicherte Schmalz, von einer volkstümlichen Begeisterung sei 1813 keine Spur vorhanden gewesen. Das ganze Volk habe ruhig auf den Ruf des Königs gewartet und sei dann zu den Waffen geeilt, wie man aus ganz gewöhnlicher Bürgerpflicht bei Feuerlärm zum Löschen einer Feuersbrunst eile.

Niebuhr, Schleiermacher und ihre Gesinnungsgenossen erhoben sich gegen diese elende Denunziation, und sie trieben Schmalz gehörig in die Enge, als diesem eine mächtige Hilfe kam. Der König zeichnete ihn durch einen Orden aus und verbot, was für Schmalz eine noch größere Wohlthat war, „bei namhafter Geld- oder Leibstrafe“ die Fortsetzung des Streits. Außerdem wurden ältere Verbote geheimer Verbindungen in Erinnerung gebracht, als ob die geheimen Verbindungen, die Schmalz denunziert haben wollte, wirklich beständen! Wenn Niebuhr danach eine „sehr gemeine Zukunft“ befürchtete, so sollte er sich als guter Prophet bewähren.

Immerhin war ein dürftiges Herrbild von dem, was die Patrioten erstrebt hatten, in Berlin lebendig: in der Turnerei, die Jahn betrieb. Doch auf das, was Fichte aus der deutschen Jugend machen wollte, und auf das, was Jahn aus ihr

machte, paßte das Dichterwort: Zum Teufel ist der Spiritus, das Phlegma ist geblieben. Mag man Zahns Verdienste um das Turnwesen noch so hoch anschlagen, so blieb er, alles in allem und namentlich auch als Lehrer der Jugend, der „fragenhafte Kerl“, den Stein in ihm sah. Zahn predigte den dümmsten Franzosenhaß; eine seiner Lieblingsredensarten war, daß wer seine Töchter die französische Sprache lernen ließe, sie ebenfogut die Surerei lehren könne. Staatsgefährlich im polizeilichen Sinne wurde Zahn nur dadurch, daß er gegen das stehende Heer eiferte, nicht aus historischer Einsicht, sondern als Turnvater, der mit der edlen Turnerei allen Mächten der Welt gewachsen zu sein glaubte, und daneben aus der Eifersucht, die er als ehemaliger Ritzower aus dem Kriege mitgebracht hatte. Auch das höfische Gesinde schalt er, doch auch hier mehr aus Haß gegen jede feinere Bildung, als weil er der Monarchie hätte an den Krügen wollen. Er blieb durch und durch ein preußischer Monarchist und bezog Gehalt aus der Staatskasse. Wenn den überängstlichen König das Värmen und Poltern auf den Turnplätzen zu erschrecken begann, so wußten die ängstlichen Behörden recht gut, daß nichts dahinter steckte, und legten dem Treiben Zahns und seiner reißigen Scharen zunächst nichts in den Weg.

Hatte Zahn dem Wirken Fichtes nur abgesehen, wie dieser große Erzieher sich räusperte und spuckte, so mehte wirklich ein Hauch von Fichtes Geist in der deutschen Burschenschaft, die sich in den ersten Friedensjahren zu entwickeln begann. Sie war in gewissem Sinne die Verwirklichung des Planes, der schon 1811 unter den begeistertsten Jüngern Fichtes aufgetaucht war: des Planes einer Deutsch-Jüngerschaft, den Fichte gebilligt hatte; nur mit der Einschränkung, die Burschen sollten sich hüten, deutsch und mittelalterlich zu verwechseln, und das Mittel, die Verbindung, nicht höher stellen als den Zweck, die Belebung deutschen Sinnes. Diese Gedanken tauchten mit verstärkter Gewalt unter den Studenten auf, die als Freiwillige zu den Waffen geströmt waren und bei ihrer Heimkehr als siegreiche Kämpfer sich um so weniger in das verrottete Universitätswesen finden konnten, das mit Recht den flammenden Born Fichtes erregt hatte.

Diese Jünglinge wurden nicht durch das beirrt, was, wenn man anders gerecht sein will, bei dem Urteil über die unheimliche Dumpfheit und Stumpfheit der Männer nicht veressen werden darf; die unvermeidliche Ermattung nach der ungeheuren Anspannung einer vieljährigen Kriegs- und Nothzeit, sowie die bittere Nothwendigkeit, die armseligen Trümmer ihrer bürgerlichen Existenz nothdürftig wiederherzustellen. Die Jugend, die am 12. Juni 1815 durch einen feierlichen Aufzug auf dem Marktplatz in Jena die deutsche Burschenschaft eröffnete, sah im frohen Bewußtsein ihrer Siege über den Unüberwindlichen mit strahlenden Augen in die Zukunft, ein neues Geschlecht, das, wie Fichte verheißen hatte, die Freiheit und Klarheit den Deutschen bringen werde, wenn erst das alte, hoffnungslos in Selbstsucht verkommene Geschlecht verschwunden sei. Dabei lief viel Selbstgerechtigkeit mit unter, und auch die Burschenschafter suchten oft genug die Nachfolge Fichtes in den zufälligen Eigenschaften seiner Persönlichkeit: in seinem trotzigem Gange und seinen strafenden Blicken. Aber ihnen gelang glänzend, was ihr nächstes Ziel war: eine gründliche Reform des Studentenlebens.

Die Burschenschaft begann in Jena, wozu ebensoviel beitragen mochte, daß Jena unter den deutschen Universitätsstädten die eigentliche Studentenstadt war, als auch, daß an ihr neben Juden und Oken noch andere Männer unterrichtet, wie Fries, Kieser und Schweiger, die ein Herz für die Noth der Zeit hatten. Doch trat der politische Charakter der Burschenschaft in ihren ersten Jahren noch nicht stark hervor. Ihre Begeisterung für das neue Deutschland hatte einen stark christlich-germanisch-romantischen Einschlag, der weder von Franzosen- noch von Judenhaß frei war. Aus dieser ersten Burschenschaft sind an namhaften Männern mehr spätere Reaktionen hervorgegangen als spätere Liberale; es sei nur an Gengstenberg, Leo, Stahl, Wolfgang Menzel erinnert.

Von Jena, wo sie bald fast die ganze Studentenschaft umfaßte, verbrettete sich die Burschenschaft auf andere Universitäten, und es entstand ganz von selbst der Gedanke, auf einer feierlichen Zusammenkunft die neue Gemeinschaft aller deutschen Burschen zu befestigen. Man wählte dazu den

18. Oktober 1817, um zugleich den dreihundertsten Geburtstag der deutschen Reformation und den vierten Jahrestag der Leipziger Schlacht zu feiern. Etwa fünfhundert Studenten kamen an diesem Tage in Eisenach zusammen, auch einige Professoren aus Jena. Das Fest selbst trug durchaus ein patriotisches und selbst ein religiöses Gepräge. In dem Ritteraal der Wartburg, den der Großherzog von Weimar eingeräumt hatte, begann die Feier mit dem Absingen von Luthers „Ein feste Burg ist unser Gott“; der Hauptpredner der Studenten sprach ganz im allgemeinen von dem „Streben nach jeglicher menschlicher und vaterländischer Tugend“; Ofen, der „gelehrte Stirkopf“, wie Goethe ihn nannte, warnte sogar vor einer verfrühten politischen Tätigkeit der Jugend. Nach der Feier wohnten die Burschen dem Gottesdienst in Eisenach bei.

Erst am Abend, als die Burschen auf den Wartenberg zogen, gegenüber der Wartburg, um mehrere große Siegesfeuer mit patriotischen Reden und Liedern zu begrüßen, spielte sich ein sozusagen politischer Zwischenfall ab. Der von Heine später so unermüdlich verspottete Maßmann, unter den Gründern der Burschenschaft der einzige Berliner und zugleich ein Lieblingschüler Jahns, machte den Vorschlag, einige Schriften zu verbrennen, die der patriotischen Jugend widerwärtig waren, wie einst Luther die Bannbulle des Papstes verbrannt hatte. Es war eine Nachäfferei, wie sie nur Jahn erfinden konnte, von dem auch das Verzeichnis der Schriften herrührte, die verbrannt werden sollten: Lunterbunt durcheinander der Code Napoleon und die Pamphlete des Denunzianten Schmalz, eine Sammlung von Polizeigesetzen, die der preussische Minister Kampz fast ohne eigene Zutat herausgegeben hatte, einige Preßerzeugnisse, die sich gegen das Turnen oder für das Judentum aussprachen, endlich auch einige — im Sinne der damaligen Zeit — liberale Schriften, die der brave Jahn nur nicht verstanden hatte. Man warf nicht einmal die Bücher selbst ins Feuer, sondern nur einige Ballen alten Druckpapiers, die mit ihren Titeln beschrieben waren; dazu verbrannte man einen Manenschnürleib, einen Popf und einen Korporalstock „als Flügel männer des Kamasschendienstes, der Schmach des ernstesten heiligen

Wehrstandes“; dann ging man mit einem dreifachen Horet auf die „schuftigen Schmalzgesellen“ auseinander.

Der Zwischenfall war nicht wert, über den Tag hinaus das geringste Interesse zu erregen, mochte man ihn nun als eine Eulenspiegelerei Jahns auffassen, wie er deren manche auf dem Kerbholz hatte, oder als einen übermütigen Studentenscherz, wie sie die Geschichte der deutschen Hochschulen ebenfalls in Fülle aufzuweisen hatte. In der totenstillen Zeit machte er aber ein gewaltiges Aufsehen, und nicht etwa bloß bei den deutschen Regierungen und den reaktionären Elementen des Volkes. Von den namhaften Männern der Nation fand im Grunde nur Goethe ein halbwegs freundliches Wort; da auch eine Schrift Nokebues mit verbrannt worden war, so widmete Goethe dem frivolen Spötter die Verse:

Du hast es lange genug getrieben,
Niederträchtig vom Hohen geschrieben,
Daß du dein eig'nes Volk gescholten,
Die Jugend hat es dir vergolten.

Sonst aber tobten selbst Niebuhr und Stein gegen die „Frage auf der Wartburg“, und nicht weniger als vier Großmächte machten gegen sie mobil. Die französische Regierung und der Zar begnügten sich wenigstens mit schriftlichen Vorstellungen, die sie der Regierung in Weimar machten; Osterreich und Preußen sandten — und Preußen keinen Geringeren als den Staatskanzler selbst — eigene Gesandten nach Weimar, um die fürchterliche Erscheinung zu untersuchen. Karl August mußte sich auch zu einigen Zwangsmassregeln bequemen; er verbot die Burschenzeitung, deren Gründung beim Wartburgfest beschlossen worden war, verwarnte einige andere Zeitungen und ließ Ofen wegen Hochverrats anklagen. Aber wie diese Anklage mit einer Freisprechung endete, so ließ sich auch sonst mit der eifrigsten Spürnase nichts Hochverräterisches entdecken, und der erste Anlauf verlief im Sande.

Er hatte nur den einzigen Erfolg, daß die Burschenschaft den Ernst des politischen Kampfes zu begreifen begann und aus den frommen Träumen erwachte, die das Wartburgfest umgaukelt hatten.

11. Die Karlsbader Beschlüsse.

Etwa ein Jahr nach dem Wartburgfest trat ein europäischer Kongreß in Aachen zusammen, die erste jener Zusammentünfte, die von den gegen Frankreich verbündeten Mächten beim zweiten Pariser Frieden beschlossen worden waren, um von Zeit zu Zeit die Sicherung der europäischen Ruhe zu beraten. Nirgends aber war diese „Ruhe“ mehr gefährdet als in Deutschland, nämlich nach Ansicht der europäischen Monarchen und Minister, und so wurde denn in Aachen die Frage „staatsmännisch“ erwogen, wie die „deutsche Revolution“ zu bändigen sei.

Dabei traten der Zar wie Metternich in gewissermaßen neuen Rollen auf. In seiner schauspielerischen Weise hatte sich der Zar ehemals als „liberaler Völkerbefreier“ aufgespielt, aber dies Spiel mit dem Feuer war ihm gründlich verleidet worden, als er an seinem eigenen Hofe einige demagogische Geheimbünde entdeckte, die ihre Fäden bis in seine Garde hinein erstreckten. Er verschwieg das Geheimnis sorgfältig, allein er spielte nun öffentlich den fanatischen Rückwärtser; ich halte eine Million Soldaten auf der Lauer, prahlte er, um das monarchische System gegen alle Mächte der Revolution zu verteidigen. Er mahnte die deutschen Fürsten, die er als seine Vasallen und Vortruppen betrachtete, eifrig zum Kampfe gegen die „Demagogen“ und fand damit bereitwilliges Gehör, zuerst und zumeist bei seinem preussischen Lehensmann.

Der Zar hatte ganz Deutschland mit einem dichten Netze von Spionen umspinnen, die ihm über die deutschen Zustände berichten mußten. Schon vor dem Aachener Kongreß war durch einen Zufall bekannt geworden, daß Rozebue, der als russischer Legationsrat in Weimar lebte, aber sich durchaus als deutscher Dichter aufspielte und seinen giftigen Spohnamentlich an der deutschen Burschenschaft ausließ, zu diesen russischen Spionen gehörte. In Aachen selbst verbreitete der Zar eine geheime Denkschrift eines anderen seiner elenden Spione, eines gewissen Stourdza, die ein schauerliches Gemälde von den deutschen Universitätszuständen entwarf und

ein scharfes Einschreiten gegen die „revolutionäre Bewegung“ der Studenten verlangte. Die Denkschrift wurde jedoch an eine Pariser Buchhandlung verraten und von dieser veröffentlicht; sie erregte einen heftigen Sturm in der Burschenschaft, zumal da Rozebue seinen Mitspion dadurch herauszuhauen suchte, daß er behauptete, die Denkschrift Stourdzas spreche nur die eigenen Gedanken des Zaren aus. Vor den Angriffen und Drohungen der Burschenschaft mußte Rozebue aus Weimar weichen und siedelte nach Mannheim über.

Wie der Zar, so änderte auch Metternich seine Politik. Er hatte sich bis dahin um die deutschen Zustände wenig gekümmert; ihm genügte die Souveränität der Mittel- und Kleinfürsten als sichere Bürgschaft für die Fortdauer der deutschen Zerrissenheit. Nun aber tat sich eine nationale Bewegung kund, die Metternich in Deutschland, von seinem österreichischen Standpunkt aus, so wenig dulden konnte und wollte wie in Italien. Ganz ein Diplomat der alten Schule, gewalttätig aus Feigheit, wollte er sie im Keime ersticken, wozu er, da er der Mittel- und Kleinstaaten sicher sein konnte, vor allem die Zustimmung des preussischen Königs brauchte. Die Erhebung der preussischen Provinzen aus dem Frühjahr 1813 war ihm in peinlicher Erinnerung und ebenso das schlesische Heer, das bei dem Winterfeldzug in Frankreich seine Pläne so oft durchkreuzt hatte. Führt der preussische König nun gar das Versprechen einer Verfassung aus, so sah Metternich die deutsche Revolution im vollen Gange.

In Aachen bemühte er sich demnach eifrig, den preussischen König einzufangen. Er stellte ihm vor, daß die revolutionäre Partei in Preußen ihre Hochburg habe, wo sie sich bis in die höchsten Kreise des Beamtentums und des Heeres verzweige. Dabei fand Metternich den Boden trefflich vorbereitet durch den Zaren, der schon das Orakel von sich gegeben hatte, man könne nicht wissen, ob er mit seinem Heere nicht den König von Preußen gegen dessen eigenes Heer werde unterstützen müssen. Solche Flüsterungen versagten bei dem argwöhnischen und kleinlichen Geiste des preussischen Königs nie. Er horchte nun gerne auf die Warnungen Metternichs vor dem Erlaß einer Verfassung. Nach Metternichs Ansicht war das verpfändete Wort des Königs schon eingelöst, wenn er Pro-

vinzialstände — im mittelalterlichen Sinne — einrichtete mit ganz unbedeutenden Befugnissen: dem Rechte der Witten, der Beschwerden und der Verteilung der direkten Steuern. Außerstenfalls könnten je drei Mitglieder aus jeder Provinz zu einer Zentraldeputation in Berlin zusammenberufen werden, aber — so meinte Metternich — der König möge sorgsam prüfen, ob dieser Landtag von einundzwanzig Mitgliedern nicht auch schon die leibhaftige Revolution sei.

Metternich begründete diese Ansicht in zwei großen Denkschriften, von denen preußische Historiker zu sagen pflegen, sie seien das widersinnigste Zeug, das je über preußische Zustände zusammengeschrieben worden sei. Daran besteht auch kein Zweifel. Aber das „Erstaunliche“ der Tatsache ist nicht, wie jene Historiker meinen, Metternichs, sondern des preußischen Königs Schuld. Metternich wußte, mit wem er zu tun hatte, und seine Darstellung, gleichviel, ob er selbst an sie glaubte oder nicht, war trefflich berechnet auf den unglaublich beschränkten Kopf, der die preußische Krone trug. Der König glaubte an alles, was ihm der österreichische Kanzler vorzauberte, und dieser datierte triumphierend von dem Wächener Kongreß die Rettung der preußischen Monarchie.

Die unheimlichen Mächenschaften des Kongresses wurden nach Möglichkeit geheimzuhalten gesucht, doch sicherte genug davon durch, um neue Beunruhigung in allen Kreisen hervorzurufen, die noch politische Interessen kannten, vor allem in der Burschenschaft. In ihr entwickelte sich immer stärker eine Richtung, die das christlich-germanische Gewand abstreifte und ihre Ideale nicht mehr in mittelalterlicher Romantik, sondern in der großen französischen Revolution suchte. Ihre Führer fand sie in den Brüdern Follen, namentlich in Karl Follen, der erst als Student in Gießen, dann als Dozent in Jena wirkte. Diese Richtung hatte begriffen, wo das wahre Hindernis der deutschen Einheit und Freiheit liege; das Burschenlied: Fürsten zum Land hinaus! sprach es mit erfrischender Deutlichkeit aus. In anderen Liedern schliff sie den Dolch für die eibrückigen Fürsten; eine Ader von dem Terrorismus der St. Just und Robespierre floß durch ihr Blut, und auch an ihr bewährte sich das Wort, das einst der Leutnant Moltke geschrieben,

aber der Feldmarschall Moltke verleugnet hat: weil sie selbst das Unschuldige nicht öffentlich äußern durften, so taten sie das Schuldigste im geheimen. Nichts ehrte sie mehr als ihre Empörung über die nationale Schmach der russischen Spionenswirtschaft auf deutschem Boden, aber da dieser Empörung der Mund verschlossen wurde, so entlud sie sich in den Dolchstößen, womit der Burschenschaftler Karl Sand am 23. März 1819 den russischen Spion Kozebue tötete.

Vom politischen Standpunkt aus war die Tat unsinnig wie jeder Mord, der in einer einzelnen Person ein ganzes System zu vernichten sucht. Anders lautete das moralische Urteil derjenigen Zeitgenossen, die sich ein vaterländisches Gefühl bewahrt hatten. Sie verglichen Sand mit Brutus, mit Scävola, mit Tell und begrüßten seine Tat als „ein Zeichen dessen, was kommen muß und wird“. Ein Professor der Theologie, de Wette in Berlin, schrieb an die Mutter Sands — in einem Briefe, der ihn seine Professur kostete —: „So, wie die Tat geschehen ist durch diesen reinen, frommen Jüngling, mit diesem Glauben, dieser Zuversicht, ist sie ein schönes Zeichen der Zeit.“ Görres aber faßte das Urteil der gebildeten Volksschichten in den Worten zusammen: Mißbilligung der Handlung bei Billigung der Motive.

Dieser Widerhall der Tat nicht minder als sie selbst rief unter den Fürsten schlotternde Angst hervor, zumeist bei dem preußischen König, der sofort den Polizeibehörden außerordentliche Vollmachten erteilte, eine Ministerialkommission zur Verfolgung der Demagogen nieder setzte und als erstes Opfer den harmlos-närrischen Zahn verhaften ließ. Der König war jetzt reif, ein ganz willenloses Werkzeug Metternichs zu werden, der an seinem Teil zu einem großen Schlag gegen die nationale Bewegung ausholte. Am 22. Juli kamen beide in Teplitz zusammen. Wie der König einst Stein bei Napoleon verklatscht hatte, so verklatschte er jetzt Hardenberg bei Metternich, nur daß Hardenberg sich selbst in seine schiefe Stellung gebracht hatte, indem er die Angst des Königs vor den Demagogen künstlich geschürt hatte in der törichten Hoffnung, dadurch seine eigene Stellung zu befestigen. Jetzt warf sich der König ganz in Metternichs Arme, der schon in Wachen das kommende Unheil prophezeit hatte. Nicht nur, daß er

ein Herz und eine Seele war mit den Gewaltmaßregeln, die Metternich gegen die Demagogen, die Universitäten und die Zeitungen vorschlug, sondern er verpflichtete sich auch schriftlich — ohne jede Gegenleistung Österreichs —, seinem Lande keine allgemeine Volksvertretung zu gewähren, sondern nur nach dem Vorschlag, den Metternich schon in Nachen gemacht hatte, Provinzialstände, aus denen ein Zentralausschuß von Landesrepräsentanten gewählt werden sollte. Stellt man sich einmal auf den monarchischen Standpunkt, so ließ sich keine tiefere Selbstentwürdigung der Monarchie denken, als daß sich der preussische Monarch in Angelegenheiten seines eigenen Staates einem fremden Staate verpflichtete. Aber derselbe Jammersmann, der die Stein, Scharnhorst und Gneisenau mit dem lächerlichsten Gottesgnadendiinkel gequält hatte, ließ sich von einer auswärtigen Macht ohne alle selbstherrlichen Strupel den Treubruch am eigenen Volke vorschreiben.

Nachdem Metternich den preussischen König an seinen Wagen gespannt hatte, wurde ihm das Aufschieben leicht. Da der Bundestag selbst ein zu schwerfälliges Werkzeug für seinen Staatsstreich war, so hatte er nur die Vertreter von neun Regierungen nach Karlsbad berufen, sicher, daß, wenn diese erst einig wären, der Troß der Kleinstaaten in Frankfurt keinen Widerspruch mehr wagen würde. In den Karlsbader Konferenzen waren außer Österreich und Preußen nur Hannover, Sachsen, Bayern, Württemberg, Baden, Mecklenburg und Nassau vertreten. Die Verhandlungen fanden vom 6. bis 31. August statt und zeigten die „wundervolle Eintracht der Höfe“, die sich immer einstellt, wenn es gilt, den geliebten „Untertanen“ das Fell über die Ohren zu ziehen.

Nur in einem Punkte haperte es ein wenig, gerade in dem Punkte, den Metternich in Teplitz so siegreich gegen den preussischen König ausgefochten hatte. Die ehemaligen Rheinbundstaaten, Bayern, Baden, Nassau und namentlich Württemberg, waren nicht zu bewegen, den Artikel der Bundesakte, der landständische Verfassungen für jeden Bundesstaat prophezeite, im Sinne mittelalterlicher Stände auszulegen; sie fürchteten, dadurch dem ehemals reichsunmittelbaren Adel ihrer Gebiete, der ihnen noch sehr auffällig war, eine für sie gefährliche Macht einzuräumen; in Württemberg hatten die

alten Stände, die sich hier wie in Mecklenburg noch sehr kräftig erhalten hatten, dem neugeborenen König viel mehr Späne gemacht als die moderne Volksvertretung. Diesem Kummer der ehemaligen Rheinbündler versagten sich Österreich und Preußen nicht; man einigte sich in der Formel, daß der Artikel der Bundesakte, der landständische Verfassungen prophezeite, nur eine „der Aufrechterhaltung des monarchischen Prinzips und des Bundesvereins vollkommen angemessene Auslegung“ erfahren dürfe.

Um so fixer war die erlauchte Gesellschaft bei der Hand, den anderen Artikel der Bundesakte abzuwürgen, der den „Untertanen“ ein gewisses Recht verlieh, nämlich den Anspruch auf Pressefreiheit. Man beschloß, daß alle Zeitschriften und alle Bücher unter zwanzig Bogen während der nächsten fünf Jahre der Zensur unterliegen sollen, wobei jedem Bundesstaat überlassen wurde, auch größere Bücher der Zensur zu unterwerfen. Bei dieser Senkarsarbeit war der „Staat der Intelligenz“ voran. Metternich wollte schon die Schriften freigeben, die über fünfzehn Bogen umfaßten, aber Hardenberg bestand auf der härteren Bestimmung.

Der dritte der Karlsbader Beschlüsse nahm die Universitäten beim Kragen. Jede Landesuniversität sollte unter polizeiliche Aufsicht gestellt werden; ein außerordentlicher Regierungsbevollmächtigter sollte sie überwachen, die Lehrer beaufsichtigen und ihrem Geiste eine „heilfame Richtung“ geben. Jeder Professor, der wegen verderblicher Lehren abgesetzt wurde, durfte in keinem anderen deutschen Staate jemals ein Lehramt erhalten. Es versteht sich, daß die Studenten unter gleich scharfe Aufsicht genommen wurden; namentlich die Burschenschaft wurde unterdrückt, da es „schlechtesterdings unzulässig sei, daß eine fortdauernde Gemeinschaft zwischen den verschiedenen Universitäten bestehe“.

Viertens endlich sollte von Bundes wegen eine Zentralbehörde in Mainz eingesetzt werden „zur Untersuchung des Ursprunges und der mannigfachen Verzweigungen der gegen die bestehende Verfassung und innere Ruhe sowohl des ganzen Bundes als einzelner Bundesstaaten gerichteten revolutionären Antriebe und demagogischen Verbindungen“. Diese Bestimmung war auf die große geheime Verschwörung ge-

münzt, an die namentlich der preußische König glaubte; er wollte sogar der Kommission richterliche Befugnisse erteilen, wogegen sich nicht sowohl Metternich als der österreichische Kaiser selbst sträubte, der immerhin nicht ganz so verbohrt war wie sein preußischer Bruder von Gottes Gnaden, deshalb an die geheime Verschwörung nicht recht glaubte und die Lächerlichkeit eines außerordentlichen Bundesgerichts scheute, das nur mit der Stange in der Luft herumfahren würde. Aber auch als bloße Untersuchungsbehörde hat die „schwarze Kommission“ in Mainz, wie sie der Volksmund alsbald taufte, unfüglichen Unheil über eine Unzahl braver und völlig unschuldiger Menschen gebracht.

Die Karlsbader Beschlüsse griffen mehr oder minder tief in die Souveränität der deutschen Fürsten ein, aber diese Hoheiten und Majestäten dachten edel genug, ein mehr oder minder großes Stück ihres kostbarsten Kleinods auf dem Altar des Vaterlandes zu opfern, wo es den Zweck galt, in niedrigen und schmutzigen Schergendiensten die deutsche Einheit zu verwirklichen. Sie ließen sich sogar eine provisorische Exekutivordnung gefallen, die den Bundestag ermächtigte, die Vollziehung der Karlsbader Beschlüsse zu überwachen und nötigenfalls gegen einen widersehligen Bundesstaat militärische Zwangsmittel zu gebrauchen. Es ist jedoch nicht dazu gekommen; der edle Wettstreit der deutschen Fürsten, die Karlsbader Beschlüsse auszuführen, war tadellos; höchstens daß der König von Preußen seine Brüder von Gottes Gnaden noch um eine Nasenlänge schlug.

Von dem Plenum des Bundestags wurden die Karlsbader Beschlüsse einstimmig genehmigt und, um ja dem Volke keinen Hohn zu ersparen, am sechsten Jahrestag der Leipziger Schlacht veröffentlicht. Sie eröffneten eine Demagogensagd von scheußlicher Bosheit und Niedertracht, deren Schilderung über den Rahmen dieser Darstellung hinausgeht. Es sei nur noch erwähnt, daß noch in demselben Jahre 1819 die letzten namhaften Zeugen der Befreiungskriege aus dem preußischen Staatsdienst flogen: Wilhelm v. Humboldt als Minister für Verfassungswesen, Boyen als Kriegsminister und Grolman als Chef des Generalstabs. Die ostelbischen Junker hatten endlich ganz reinen Tisch gemacht.

12. Ergebnisse.

In seinen jüngeren Jahren hat Treitschke einen Aufsatz über Lord Byron geschrieben, worin er auch über die Befreiungskriege spricht.

Darin heißt es: „Man schaute die widerliche Abgötterei, die mit dem rohesten Volke Europas getrieben wurde und leider ein häßlicher Makel der großen Bewegung bleibt. Man hörte jene deutschen Verse, die uns noch heute das Blut in die Wangen treiben:

Ihn jagte der Schrecken des russischen Heers,
Ihn jagte die Wucht des Kosaken speers.

Hunderte schöner Lippen sangen die schmelzenden Abschiedsworte, die der gefühlvolle Kosak an die gefühlvolle Kosakin gerichtet haben sollte: Schöne Minka, ich muß scheiden. Wahrlich, zur rechten Stunde erschien Byrons grimmige Satire auf die Erstürmung von Ismail; sie zeigte der Welt diese Befreier Europas in anderem Lichte, den ganzen Zorn des freien Mannes ergoß sie über die geknechteten Barbaren, die zur Schlachtbank stürmten unter dem Lästereruf: Gott und die Kaiserin! ... Und was war mit allem Blut und Sammer der Völker gewonnen? Die Pläne des Weltoberers waren verdrängt durch ein politisches System, das in Wahrheit kein System war, durch das ideenlose Rechnen von heute auf morgen, durch die Feigheit und Gedankenlosigkeit, die ihre Wichtigkeit hinter einigen salbungsvollen Phrasen verbargen. An die Stelle des genialen Imperators trat nun das unfähige Dreigestirn:

Die irdische Trinität, Gott nachgeschaffen,
So, wie der Mensch sich wiederholt im Affen.

Konnte die Welt wirklich noch über den Sturz der Fremdherrschaft jubeln, wenn auf dem Wiener Kongreß in echt bonapartistischem Geiste mit frivoler Mißachtung der Volkstümmlichkeit die Grenzen der Länder bestimmt wurden, wenn dann russische Späher den Volksgeist belauschen und vor den Mächten verflagen durften? ... Gätte man noch ein Recht,

von Freiheitskriegen zu reden, wenn mit der Freiheit auch die Jesuiten zurückkehrten und die Inquisition des „katholischen Molochs“ von Spanien? ... Den zwiespältigen Charakter der Freiheitskriege zu leugnen, wird den gesinnungstüchtigen Phrasen der Gegenwart nie gelingen. Die Kabinette hatten in Napoleon den Zertrümmerer der alten feudalen Unordnung, den Sohn der Revolution bekämpft, die Völker den Fremden und den Despoten. War es nicht eine rühmliche, eine notwendige Tat, den reaktionären Zug, der die Bekämpfung Napoleons bezeichnete, schonungslos der Welt zu enthüllen? Das können nur jene verneinen, die nichts ahnen von der echten historischen Gerechtigkeit, die dem Böbel als maitherzige Halbheit gilt.“ So weit Treitschke, der sich später dann freilich auch von den „gesinnungstüchtigen Phrasen“ hat betäuben lassen.

So viel Nichtiges nun aber auch seine beredten Ausführungen enthalten, so bedürfen sie doch mancherlei Einschränkungen. Von einem Kampfe der „Völker“ kann man mindestens in den Jahren 1813 und 1814 kaum noch sprechen; um von den englischen Söldnerheeren ganz zu schweigen, so zogen die russischen Heere halb widerwillig in den Kampf, nachdem sie den Feind vom russischen Boden vertrieben hatten, und die österreichischen Heere verdienten durchaus das Lob Metternichs, daß sie nur auf Befehl des Kaisers sich „in Marsch setzten oder Halt machten“. Wo etwa wirklich die „Völker“ sich gegen Napoleon erhoben, wie in Spanien und 1809 in Tirol, sahen sie in ihm nicht oder doch nicht allein den Fremden und den Despoten, sondern mindestens ebenso sehr den Zerstörer der feudal-mittelalterlichen Unordnung.

Der „zwiespältige Charakter“ der Befreiungskriege kann also nur für Deutschland gelten, und auch hier ist noch eine starke Einschränkung nötig. Der größere und reichere Teil der deutschen Nation hat sich gar nicht gegen Napoleon erhoben; die Truppen des Rheinbundes hatten noch im Frühjahrsfeldzug zu seinen tapfersten und treuesten Soldaten gehört; bei Völkern zeichneten sich besonders die Hessen, bei Baiern die Württemberger aus. Selbst im Herbstfeldzug von 1813 haben die Sachsen noch sehr tapfer bei Großbeeren für Napoleon gekämpft; erst mit der Schlacht bei Leipzig begann der

Abfall der Rheinbundsfürsten, die nun ihre Soldaten gegen ihren bisherigen Beschützer ins Feld sandten. Aber Kriegstaten wie unter den französischen Fahnen haben diese Truppen als Teile der verbündeten Heere nicht vollbracht, und namentlich in Süddeutschland ist der Name Napoleons noch auf Jahrzehnte hinaus ungleich volkstümlicher gewesen als die Namen Blüchers oder Gneisenaus.

Im wesentlichen sind es nur die preussischen Provinzen, Ost- und Westpreußen, Pommern, Brandenburg und Schlesien, in denen von einem Volkskrieg gesprochen werden kann. Schon in dem mehr äußerlichen Sinne, daß die preussische Monarchie in der Zeit von 1807 bis 1815 eine überaus klägliche Rolle gespielt hat; der preussische König, in dessen Person sich alle Unvernunft der Monarchie nach der intellektuellen wie nach der moralischen Seite klassisch verkörperte, ist immer nur das fünfte Rad und meistens sogar der Hemmschuh am Wagen gewesen. Seinem inneren Wesen nach aber ergibt sich der Volkskrieg schon daraus, daß die preussischen Provinzen nach Boyens Berechnung nicht weniger als sechs Prozent ihrer Gesamtbevölkerung unter die Waffen gestellt haben. Das ist eine in aller Geschichte äußerst seltene Leistung; sie beweist jedenfalls, daß es sich in der Tat um eine Massenbewegung gehandelt hat. Es ist unmöglich, daß sich mit allen noch so gewaltigen Rekrutierungsmitteln eine gleich hohe Heeresziffer erreichen läßt, wenn die Bevölkerung nicht mit heller Begeisterung zu den Waffen eilt. Und soweit es sich um eine Massenbewegung handelte, richtete sie sich in der Tat nur gegen den Fremden und den Despoten. So kümmerlich die Reformen Steins und Hardenbergs immer sein mochten, so reichten sie trotz alledem aus, in der bürgerlichen und der bäuerlichen Klasse jene Sehnsucht nach der feudalen Unordnung zu erstickten, die vor Jena im preussischen Staate bestanden hatte.

Wenn sich an diesen Tatsachen nicht rütteln läßt, wie nun erklärt es sich, daß ein so ungeheures Ringen doch nur das äußerst magere Ergebnis gehabt hat, dieselbe Junkerherrschaft, die bei Jena in einer lebensunfähigen Form zusammengebrochen war, nach Waterloo in lebensfähiger Form wiederhergestellt zu sehen; in einer so lebensfähigen Form, daß sie

ein Menschenalter überdauert und erst durch die Revolution von 1848 wieder erschüttert werden konnte? Die Antwort auf diese Frage ergibt sich aus der ökonomischen Struktur des preußischen Staates.

Die preußischen Junker waren von jeher die „eigentlichen Regenten“ dieses Staates, wie nachgerade auch von den bürgerlichen Geschichtschreibern anerkannt wird. Sie hatten die Monarchie zu ihrem Werkzeug gemacht und die Bauern in die harten Ketten der Erbuntertänigkeit geschlagen. Aber auch die Entwicklung der Städte hatten sie zu unterbinden gewußt, indem sie Gewerbe und Handel für sich monopolisierten. Es war dieselbe historische Entwicklung, die das polnische Reich zerstört hat. Nur gedieh sie im preußischen Staate nicht bis ans Ende. Einmal hatten die preußischen Städte aus den Tagen der Hanse noch zu viel zuzusehen, als daß sie so leicht gänzlich umzubringen waren, und dann hatten die Junker auch ein dringendes Interesse, sie bis zu einem gewissen Grade zu schonen.

Was ihnen gefährlich hätte werden können, die Entwicklung einer bürgerlichen Klasse, das haben die Junker zu hindern gewußt. Seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts schieden die Städte aus den Klassenkämpfen innerhalb des preußischen Staates vollständig aus; diese Klassenkämpfe spielten sich namentlich zwischen dem König- und dem Junkertum ab, aber es fehlte auch nicht ganz an Bauernunruhen. In jedem Falle war es die stete Sorge von König- und Junkertum, die Bauern in untertäniger Gesinnung zu erhalten. Dagegen behandelten König- wie Junkertum die Städte mit souveräner Verachtung, und in der Tat regte es sich in den preußischen Städten niemals. Sie schienen nicht einmal eine instinktive Ahnung davon zu haben, daß sie eine Klasse mit besonderen Interessen vertraten. Gleichwohl produzierten sie immerhin noch ein mehr oder minder beträchtliches Maß von bürgerlicher Intelligenz, das — da es im Kampfe der eigenen Klasse nicht vertwertet werden konnte — sich in den Dienst der herrschenden Klassen stellte und ihnen den nötigen Verstand lieferte, um zu regieren, was die preußischen Könige wie die preußischen Junker gleich gut gebrauchen konnten.

Mindestens seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, seitdem der sogenannte Große Kurfürst mit der Einrichtung eines stehenden Heeres und stehender Steuern begann, ist das bürgerliche Element in den leitenden Stellen der preußischen Regierung unbehaltmäßig stark gewesen. Es erübrigt hier, die Namen der zahlreichen Geheimen Räte, Präsidenten, Minister und selbst Generale aufzuzählen, die aus der bürgerlichen Klasse hervorgegangen sind. Denn die Tatsache ist so bekannt wie unbestreitbar; sie wird von den korussischen Psalmensängern sogar mit besonderem Nachdruck hervorgehoben, um den „bürgerlichen“ Charakter des preußischen Staates zu beweisen. Überflüssig zu sagen, daß dieser Schluß nur dann berechtigt wäre, wenn sich die bürgerliche Klasse aus eigener Kraft einen Anteil an der Regierung erkämpft hätte. So aber lieferte sie den Junkern nur den Verstand, der nun einmal zum Regieren notwendig ist.

Es sind denn auch ganz überwiegend bürgerliche Reformer gewesen, die den preußischen Staat nach dem Zusammenbruch von Jena wiederhergestellt haben. Sie konnten ihn nicht revolutionieren — denn dazu hätte eine entschlossene Klasse hinter ihnen stehen müssen —, sondern nur restaurieren, mit anderen Worten: sie konnten nur den Junkerstaat, der lebensunfähig gewesen war, wieder lebensfähig machen. Es ist wahr, daß die Junker in ihrer begriffsstutzigen Eigensucht diese für sie heilsame Prozedur anfangs nicht begriffen, sich vielmehr mit Klauen und Zähnen an ihre feudalen Vorrechte klammerten und kein noch so unsauberes Mittel verschmähten, um die Reformer zu stürzen. Aber sie haben mit ihrem hartnäckigen Widerstand doch erreicht, daß die Reformen gerade nur so weit gelangen, als den junkerlichen Interessen entsprach. Die agrarische Reform schuf ihnen eine ungleich festere Grundlage ihrer sozialen Existenz, als sie vor Jena besessen hatten. Die militärische Reform schärfte das mächtigste Werkzeug ihrer Klassenherrschaft. Und die städtische Reform tat ihnen kein Leid: mußten die Stadtverordnetenversammlungen in den Jahren nach Waterloo, als die Junker ihre Herrschaft wieder gemächlich einrichteten, doch auch nichts Besseres zu tun, als an der einzigen demokratischen Errungenschaft der Kriegsjahre, der allgemeinen Wehrpflicht,

zu rütteln; besonders die Berliner Stadtverordnetenversammlung tat sich darin hervor. Das war noch mehr, als die Junker im Grunde verlangten.

In dem wachsenden Grolle der Volksmassen gegen die Fremdherrschaft sahen die Junker dann eine willkommenere Gelegenheit, ihre alte Herrlichkeit wiederherzustellen. Ein Urjunker gab mit der Konvention von Lauroggen das Signal zum Kampfe, und die Junker setzten sich an die Spitze des Volksheeres. Ihren geliebten König drängten sie ungeniert in die Ecke, und wenn er sich schließlich nicht doch gefügt hätte, so hätten sie es wohl auch auf die „Revolution“ ankommen lassen, die damals die fremden Gesandten am preußischen Hofe prophezeiten: eine „Revolution“, die heiläufig nach der ganzen Lage der Dinge nur darin hätte bestehen können, an die Stelle des Königs ein vielleicht weniger unfähiges Mitglied der königlichen Familie zu setzen. Im Kriege selbst führten die Junker das Heer oft genug wider den Willen und selbst den Befehl des Königs und, wie nicht bestritten werden darf, mit einer Tapferkeit, die die Schmach von Jena einigermaßen zu tilgen geeignet war.

Man sagt wohl, das alles hätten sie im Interesse ihrer Klasse getan. Das ist auch ganz richtig und eine treffende Abwehr der Bahlerei, womit sich die Junker dem Gemeinwohl geopfert haben wollen. Allein es wäre manches anders und besser gekommen, wenn auch die bürgerliche Klasse ein wenig an ihre Interessen gedacht hätte, ehe sie ihre Jugend mit Gott für König und Vaterland in Kampf und Tod schickte.

Um einen Napoleon zu besiegen, reichte freilich die geistige Kraft der Junker nicht aus. Sie bedurfte noch der Reformen, aber keiner von ihnen erhielt ein selbständiges Kommando. Wie wohl sich Gneisenau, der namhafteste General des preußischen Heeres und der verbündeten Heere überhaupt, der wegen seines zweifelhaften Adels und sonstiger „Inkorrektheiten“ den Junkern besonders verhaßt war, auf seiner Siegeslaufbahn befand, zeigt die Tatsache, daß er nach jedem neuen Siege, nach der Raibach, nach Leipzig, nach Laon, den Staatskanzler immer flehentlicher bat, ihn nach dem Friedensschluß als Generalpostmeister anzustellen.

Als Führer eines siegreichen Volksheeres aus dem Kriege heimkehrend, waren die Junker obenauf, und sie machten nun kurzen Prozeß mit den Reformern, die ihnen das Leben so sauer gemacht hatten. Freilich rächte sich auch an den Reformern, daß sie im Grunde doch nur die Helfer und Stützen des Junkerstaats und nicht die Vorkämpfer eines kräftig aufstrebenden Bürgertums waren. An der europäischen Hegemonie des Moskowitertums tragen die Stein und Gneisenau eine schwere Schuld, und nachdem ihr Haß gegen Napoleon gekühlt war, verloren sie vollends jeden politischen Blick. Gneisenau, der gleich nach dem Frieden von den Junkern aus dem Heere geefelt worden war, erklärte sich damit einverstanden, daß der König sein Verfassungsversprechen brach; Stein war kaum noch von einem in der Wolle gefärbten Reaktionär zu unterscheiden und tobte gegen die harmlose Burschenschaft; Hardenberg gar wurde zum Kinderspott der Junker und scheute nicht davor zurück, um sich auf seinem wackeligen Posten zu halten, die blöde Angst des Königs vor den Demagogen zu schüren. Mit den Karlsbader Beschlüssen wurden dann die letzten Reformen ausgeschifft. Daß sie nun gar noch wie entlassene Zuchthäusler unter polizeiliche Aufsicht gestellt wurden, war wohl etwas hart, aber an Sentimentalität frankten die preußischen Junker nun einmal nicht.

Seitdem sind hundert Jahre vergangen, in denen sich wieder und wieder gezeigt hat, daß mit dem Junkertum weder die Monarchie fertig wird noch das Bürgertum, so sehr beide an Glanz und Macht und Reichthum gewonnen haben. Aber dennoch ist sein Untergang besiegelt durch den Kampf der Arbeiterklasse, der frei ist von jeder „Zwiespältigkeit“, wie sie das Andenken der Befreiungskriege trübt.

☞ Kleine Bibliothek. ☜

- Nr. 1. Braun, Ad., Die Tarifverträge und die deutschen Arbeiter.
Nr. 2. Scherewanin, A., Das Proletariat und die russische Revolution.
Nr. 3. Kautsky, Karl, Die Klassengegensätze in der französischen Revolution.
Nr. 4. Gorter, H., Der historische Materialismus. Aus dem Holländischen überfetzt von Anna Pannekoek.
Nr. 5. Dunder, Räte, Die Kinderarbeit und ihre Bekämpfung. Zweite, durchgesehene Auflage.
Nr. 6. Volkswirtschaftliche Grundbegriffe. Leitfaden für Unterrichtskurse von Dr. Hermann Dunder. Zweite Auflage.
Nr. 7. Plechanow, G., Die Grundprobleme des Marxismus. Autorisierte Uebersetzung von Dr. M. Nachimson.
Nr. 8. Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie. Von Friedrich Engels. Mit Anhang: Karl Marx über Feuerbach. Vom Jahre 1845. Fünfte Auflage.
Nr. 9. Linke, Felix, Ist die Welt bewohnt?
Nr. 10. Reich, Dr. Adolf, Die Bakterien. Eine Einführung in das Reich der Mikroorganismen.
Nr. 11. Woldt, Richard, Der industrielle Großbetrieb. Eine Einführung in die Organisation moderner Fabrikbetriebe.
Nr. 12. Kautsky, Karl, Parlamentarismus und Demokratie.
Nr. 13. Frank, Dr. Ludwig, Die bürgerlichen Parteien des deutschen Reichstags. Historische Skizzen.
Nr. 14. Linke, Felix, Kann die Erde untergehen? Betrachtungen über die kosmische Stabilität unseres Erdenlebens.
Nr. 15. Bommelt, R., Die Geschichte der Erde. Erster Teil: Wie Berg und Tal entstehen. Kurzer Abriss der dynamischen Geologie.
Nr. 16. Deutsch, Julius, Aus alten Tagen. Soziale Bilder aus der deutschen Vergangenheit.
Nr. 17. Woldt, Richard, Das großindustrielle Beamtentum. Eine gewerkschaftliche Studie.
Nr. 18. Hannah Lewin-Dorisch, Die Technik in der Urzeit. Das Feuer. Der Wohnungsbau.
Nr. 19. Reich, Dr. Adolf, Die Chemie im Alltag.
Nr. 20. Lipschütz, Dr. A., Die Arbeit der Muskeln.
Nr. 21. Bommelt, R., Die Geschichte der Erde. II. Die Weltalter. Kurze Charakteristik der geologischen Perioden und Formationen.
Nr. 22. Cunow, Heinrich, Die Technik in der Urzeit. II. Nahrungsbeschaffung und Ernährung.
Nr. 23. Rühle, Otto, Grundfragen der Erziehung.
Nr. 24. Cunow, Heinrich, Die Technik in der Urzeit. III. Entdeckung der Waffen. Körperschmuck. Die Technik der Bekleidung.
Nr. 25. Mehring, Fr., 1807—1812: Von Silsit nach Sauroggen.
Nr. 26. Mehring, Fr., 1813—1819: Von Kalisch nach Karlsbad.
Der Preis jedes Bändchens ist broschiert 75 Pf., gebunden 1 Mk.

Gesamt-Ausgabe des literarischen Nachlasses von Karl Marx, Friedrich Engels und Ferdinand Lassalle. Herausgegeben von Franz Mehring. Erster Band: Von März 1841 bis März 1844. — Zweiter Band: Von Juli 1844 bis November 1847. — Dritter Band: Von Mai 1848 bis Oktober 1850. — Vierter Band: Briefe von Lassalle an Marx und Engels. — Alle vier Bände zusammen gebunden in engl. Leinwand 20 Mk.

Theorien über den Mehrwert. Aus dem literarischen Nachlaß von Karl Marx. Herausgegeben von Karl Kautsky. Erster Band: Die Anfänge der Theorie vom Mehrwert bis Adam Smith. Preis broschiert 5,50 Mk., gebunden 6 Mk. — Zweiter Band, erster Teil: David Ricardo. Preis broschiert 4,50 Mk., gebunden 5 Mk. — Zweiter Band, zweiter Teil: David Ricardo. Preis broschiert 5 Mk., gebunden 5,50 Mk. — Dritter Band: Von Ricardo zur Volkswirtschaft. Preis broschiert 7,50 Mk., gebunden 8 Mk.

Das ganze Werk komplett in vier Bänden kostet broschiert 22,50 Mk., in Leinen gebunden 24,50 Mk., in Halbfranzband 28,50 Mk.

Briefe und Auszüge aus Briefen von Joh. Phil. Becker, Joh. Diehgen, Friedrich Engels, Karl Marx u. A. an F. U. Sorge und Andere. XVI und 422 Seiten. Preis broschiert 4 Mk., gebunden 5 Mk.

Die Briefe Marx' und Engels', die sich über einen Zeitraum von 28 Jahren erstrecken, zeigen uns die beiden Altmeister des modernen Sozialismus in ihrer geistigen Werkstatt, wie möchten sagen in Hemdsärmeln. Manches scharfe Wort wird geschrieben, mit und ohne Berechtigung, das bei manchem Anstoß erregen dürfte, aber überall bricht verführend die heiße Liebe durch für die arbeitende Klasse, der sie den Weg weisen schufen durch das Labyrinth der alten Gesellschaft in eine neuere, bessere Zukunft. — Jedem Buche ist die in der Neuen Zeit abgedruckte Besprechung von Dr. F. Mehring beigelegt.

Zur Kritik der politischen Ökonomie. Von Karl Marx. Herausgegeben von K. Kautsky. Dritte, durch eine Einleitung des Verfassers vermehrte Auflage. LII und 203 Seiten 8°. Preis gebunden 2 Mk.

Revolution und Kontre-Revolution in Deutschland. Von Karl Marx. Ins Deutsche übertragen von Karl Kautsky. Zweite Auflage. XXXII und 142 Seiten 8°. Preis gebunden 2 Mk.

Das Elend der Philosophie. Von Karl Marx. Deutsch von Eduard Bernstein und K. Kautsky. Mit Vorwort und Noten von Friedrich Engels. Vierte Auflage. XXXVI und 188 Seiten. Preis gebunden 2 Mk.

Die Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie. Von Ed. Bernstein. Preis broschiert 2 Mk., gebunden 3 Mk.

Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft. Von Friedrich Engels. Sechste, unveränderte Auflage. Preis gebunden 3 Mk.

Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats. Von Friedrich Engels. Zwölfte Auflage. Preis gebunden 1,50 Mk.

o o

Der Ursprung des Christentums. Eine historische Untersuchung von Karl Kautsky. Preis broschiert 5 Mk., gebunden 5,75 Mk.

Vorkämpfer des neueren Sozialismus. Von Karl Kautsky. Zweite, durchgesehene Auflage. Erster Band: Kommunistische Bewegungen im Mittelalter. Preis broschiert 2,50 Mk., gebunden 3 Mk. Zweiter Band: Der Kommunismus in der deutschen Reformation. Preis broschiert 2,50 Mk., gebunden 3 Mk.

Karl Marx' Ökonomische Lehren. Von Karl Kautsky. Vierzehnte, durchgesehene Auflage. Preis gebunden 2 Mk.

Das Erfurter Programm. Von Karl Kautsky. Erste, durchgesehene Auflage. Preis gebunden 2 Mk.

Thomas More und seine Utopie. Von Karl Kautsky. Zweite, verbesserte Auflage. Preis broschiert 2,50 Mk., gebunden 3 Mk.

Ethik und materialistische Geschichtsauffassung. Von Karl Kautsky. Preis broschiert 1 Mk., gebunden 1,50 Mk.

Vermehrung und Entwicklung in Natur und Gesellschaft. Von Karl Kautsky. Preis broschiert 1,50 Mk., gebunden 2 Mk.

o o

Die Geschichte der Deutschen Sozialdemokratie. Von Franz Mehring. Dritte Auflage. Erster Band: Bis zur Märzrevolution. — Zweiter Band: Bis zum preussischen Verfassungsstreit. — Dritter Band: Bis zum Deutsch-Französischen Krieg. — Viertes Band: Bis zum Erfurter Programm. — Die neue Ausgabe ist in handlichen Format und auf holzfreiem Papier gedruckt. Alle vier Bände zusammen elegant gebunden 20 Mk.

Die Lessing-Legende. Zur Geschichte und Kritik des preussischen Despotismus und der klassischen Literatur. Von Franz Mehring. Dritte Auflage. Mit einem neuen Vorwort. Preis gebunden 3 Mk.

o o

Sozialismus und Demokratie in der großen englischen Revolution. Von Ed. Bernstein. Zweite, durchgesehene, vermehrte und illustrierte Ausgabe. XVI und 367 Seiten. Preis broschiert 3,50 Mk., gebunden 4 Mk.

Babeuf und die Verschwörung für die Gleichheit. Von Ph. Buonarroti. Uebersetzt und eingeleitet von Anna und Wilhelm Blos. Preis gebunden 2,50 Mk.